

*Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte Daten im Internet über <http://dnb.d-nb.de>
abrufbar unter untenstehender ISBN.*

*Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags
unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Die Handlung und
alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit
mit lebenden oder realen Personen wäre rein zufällig.*

*Produktsicherheit gemäß GPSR (General Product Safety
Regulation): Dieses Produkt entspricht den Anforderungen
der Verordnung (EU) 2023/988 über die allgemeine Produkt-
sicherheit. Bei Fragen oder Hinweisen zu Produktsicherheits-
aspekten kontaktieren Sie uns bitte über die Kontaktdaten.*

Erste Auflage

© axel dielmann – verlag KG, 2025
Donnersbergstraße 36, D – 60528 Frankfurt am Main
Telefon: 069 / 9435 9000
E-Mail: neugier@dielmann-verlag.de
Verlagsinformationen im Internet www.dielmann-verlag.de
Kontakt GPSR: Axel Dielmann,
E-Mail: licences@dielmann-verlag.de
Satz: Dagmar Mangold, Bad Soden
Cover-Abbildung: Picfriends
Autoren-Foto Seite 237: beim Autor
Herstellung in Deutschland

ISBN 978 3 86638 470 5
als eBook 978 3 86638 471 2

Martin O. Koch

Leseprobe

Prolog

Anfang Teil 1

Anfang Teil 2

Anfang Teil 3

Anfang des Glossars

Zum Autor

Das Riff der verlorenen Fische

Roman



Für meinen Bruder Andy

Prolog

Ganz langsam folgte Polo seinen Luftblasen zur Wasseroberfläche. Er griff nach der Aluleiter und warf Maske und Flossen ins Boot. An Bord entledigte er sich der restlichen Ausrüstung und legte sich in die Sonne.

Noch immer genoss er diese nicht ganz ungefährlichen Solotauchgänge an seinem Lieblingstauchplatz. Auch wenn das kleine Riff nach all den Schlagzeilen kein Geheimtipp mehr war.

Über ihm schrie eine Möwe. Was die in ihrem Leben wohl schon gesehen hatte? Möwen wurden bis zu dreißig Jahre alt, also war es durchaus möglich, dass sie die tragischen Ereignisse beobachtet hatte. Polos Gesicht verfinsterte sich. Vielleicht wusste sie sogar, was aus dem verschwundenen Boot mit den Leichen geworden war.

Eigentlich hieß Polo nicht Polo, er hieß Marco. Marco Berger, der Junge aus Seewen, einem kleinen Dorf in den grünen Hügeln der Nordwestschweiz. Schon als Kind begann er sich für ferne Länder zu begeistern, las Jack London und Jules Verne, träumte und redete immer von den abenteuerlichsten Reisen. Als dann ihr Geschichtslehrer von Marco Polo erzählte, dem venezianischen Kaufmann, der im Mittelalter durch seine phantastischen Reiseberichte berühmt geworden war, nannten ihn plötzlich alle nur noch Polo. Marco Berger wurde Polo, zuerst für seine Schulkameraden, dann für die Lehrer und schließlich sogar für seine Eltern und für ihn selbst.

Doch all die Abenteuer in den Romanen waren nichts gegen das, was er selbst später auf dem philippinischen Eiland Coralia erleben sollte. Dabei fing alles ganz harmlos an, erinnerte er sich, während er mit halbgeschlossenen Augen dem Flug der schreienden Möwe folgte.

Teil 1

Polo

Nieselregen, durchfuhr es Polo, als er auf die Westbourne Terrace hinaustrat, schon wieder Nieselregen. Der gleiche Nieselregen, der London jeden Montagmorgen heimsucht. So kam es ihm jedenfalls vor, ganz besonders im Oktober. Wie die meisten Menschen mochte er trockenes, sonniges Wetter, aber auch einen richtigen Regen oder sogar Schnee, aber den gab es in London ja nur selten. Alles war besser als dieser klebrige Nieselregen. Nur gebürtigen Engländern schien er nichts auszumachen. Wahrscheinlich hatten die dafür spezielle Organe, hinter den Ohren versteckte Kiemen oder so was. Polo lebte schon seit zwei Jahren in London und hatte nichts gegen die Engländer, im Gegenteil. An Tagen wie diesem hatte er jedoch so ziemlich gegen alles und jeden was.

Er knöpfte den Trenchcoat zu, spannte den Knirps auf und ging los in Richtung U-Bahnstation Lancaster Gate. Neben ihm schob sich der Stoßverkehr langsam durch die vierspurige Straße, um sich weiter vorne in einer Wolke aus Sprühnebel und Abgasen zu verlieren.

Der erste Arbeitstag nach den Ferien hatte ihm schon immer Mühe bereitet, womit er wohl kaum allein war. Aber der Wiedereinstieg viel ihm von Mal zu Mal immer schwerer. Obwohl er einen guten Job in einer renommierten Privatbank hatte, um den ihn viele beneideten. Aber wegen der Wirtschaftskrise seit dem Platzen der Technologieblase an den Aktienmärkten und dem Anschlag auf das World Trade Center herrschte dort dasselbe miserable Arbeitsklima wie in der gesamten Finanzbranche. Eine Krisensitzung nach der anderen, und alle zitterten um ihren Arbeitsplatz, vom Portier bis zum Senior Manager. Polo war in seiner Position nicht sehr gefähr-

det, aber man wusste ja nie. Den Büroalltag empfand er mehr denn je als Qual.

Wie immer zu Stoßzeiten verbrachte er die 20-minütige Fahrt stehend, eingekleimt zwischen nassen Regenmänteln. Da er nicht mal genug Platz hatte, um in der Financial Times zu blättern, brütete er weiter in seinem montagsmorgentlichen Trübsal. Was hatte er bloß in diesem Gedränge zu suchen, in dieser hektischen Großstadt, auf dem Weg in diese von Gier getriebene Financial City? Warum zur Hölle war er immer noch im Banking?

Natürlich konnte er sich gut erinnern, wie er nach seinem Ökonomiestudium keinen Job in der Entwicklungshilfe gefunden hatte und ewig in der Luft hing. Die Lage auf dem Arbeitsmarkt hatte seine Pläne durchkreuzt. Mit wenig Begeisterung hatte er zur Überbrückung das Stellenangebot einer Bank angenommen. Aber zu seiner eigenen Überraschung durchlief er dort eine steile Karriere. Eines hatte sich aus dem anderen ergeben, und nun, beinahe zwanzig Jahre nach Beginn dieser Übergangslösung, hatte er eine Führungsposition in der Finanzmetropole London. Dennoch fühlte er sich in der Branche immer noch wie ein Gast auf der Durchreise, nicht nur in den schlechten Zeiten.

Er war erleichtert, als die Central Line endlich in die Station St. Paul's einfuhr und ihren nadelgestreiften Inhalt über den Bahnsteig goss. Polo folgte dem Pendlerstrom durch die unendlich langen Röhren mit ihrem bleiernen Geruch und über nicht weniger lange Rolltreppen bis zum Ausgang und war irgendwie froh, als er wieder im Nieselregen stand.

Noch vor einigen Tagen war er auf der philippinischen Insel Palawan in einen richtigen Regen geraten. Er war gerade nach einem Tauchgang frisch geduscht zu seinem Hotel aufgebrochen, da fielen erste riesige Tropfen vom Himmel. Polo konnte sich gerade noch durch die offenstehende Türe ins Büro der Tauchbasis retten, und schon ging es los.

«Willkommen in der Arche!», hatte Tom, der Schweizer Besitzer des Betriebs, ihn begrüßt und ihm einen duftenden Espresso gemacht. Polo hatte seinen Landsmann bereits flüchtig kennen gelernt, sie hatten sich auf Anhieb gut verstanden. Während draußen eine kleine tropische Sintflut niederging, führten die beiden eines jener spontanen und offenherzigen Gespräche, wie sie gelegentlich unter Fremden vorkommen, die sich wahrscheinlich nie wiedersehen werden.

Tom lebte schon seit vielen Jahren auf Palawan, hatte das Unternehmen gegründet und trotz anfänglicher Widerstände zum Florieren gebracht. Daneben besaß er auch eine Tauchbasis auf einer kleinen Insel namens Coralia. Aber wegen der Entfernung konnte er sich kaum darum kümmern. Als Polo ihm von seinem Leben in London erzählte und auch seinen Überdruß in Sachen Banking andeutete, schmunzelte Tom praktisch ohne zu zögern: «Steig doch einfach als Partner bei mir ein. Übernimm die Hälfte des Betriebes auf Coralia und leite ihn vor Ort. Damit wäre uns beiden geholfen.» Polo lachte und ging nicht weiter auf das Angebot ein. Erst später im Hotel kam ihm der Gedanke, dass Tom vielleicht nicht nur Spaß gemacht hatte.

Polo ging an der Nordseite der St. Paul's Cathedral entlang, überquerte Ludgate Hill und trat nach einigen weiteren Schritten durch den Personaleingang der Bank. Kaum war die schwere Türe hinter ihm zugefallen, lehnte er sich einen Moment an die Wand, schloss die Augen und atmete tief durch.

Polos Laune besserte sich in den nächsten Tagen kein bisschen. Und während der Alltagsfrust immer schwerer zu ertragen war, entwickelte sich das mögliche Ausstiegsszenario in Kürze zu einer Art Sehnsuchtsort, an den er sich in seinen düstersten Momenten gedanklich flüchtete. Erst spielerisch,

dann immer ernsthafter begann er sich bald schon zu fragen: Warum eigentlich nicht?

Irgendwann musste etwas geschehen, sonst würde er durchdrehen.

Schließlich griff er zum Telefon. Einige Gespräche, Video-Konferenzen und Emails später war aus der träumerischen Idee eine vertraglich vereinbarte Geschäftspartnerschaft geworden. Polo hatte nicht nur die betriebliche Leitung der vernachlässigten Tauchbasis auf einer winzigen Insel, die er noch nie betreten hatte, übernommen, sondern auch einen großen Teil seines Ersparnen hineingesteckt. Die immer wieder aufkeimenden Zweifel und Bedenken wischte er mit Toms Hilfe beiseite. Zwar hatte er keinerlei Erfahrung in der Leitung eines Kleinbetriebes und kannte die lokalen Verhältnisse nicht, aber er war Ökonom, hatte in Westeuropa Erfahrung in Organisation und Führung sammeln können und war schon lange begeisterter Taucher. Den Rest würde er vor Ort bei der Arbeit und von Tom lernen.

Und schlimmstenfalls konnte er seinen Anteil ja wieder verkaufen. Mit Verlust vielleicht, aber sicher um eine Erfahrung reicher.

Polo flog von London über Manila auf die 450 km lange Insel Palawan im Südwesten der Philippinen. In der Provinzhauptstadt Puerto Princesa, von den Einheimischen oft Puerto abgekürzt, lud er seine Koffer und Taschen in einen Lieferwagen mit Fahrer, der ihn in zwei Stunden in die kleine Küstenstadt Roxas bringen sollte. Die holprige Landstraße führte durch üppiges Buschland und kleine Ansammlungen von Hütten mit Bananenstauden und Palmen, sowie direkt am Meer entlang. Der Regenwald war hier bereits der Forstwirtschaft geopfert worden. Immer wieder überholten sie die als Nahverkehrsmittel beliebten Tricycles, Motorräder mit kleinen Personen-

kabinen, und buntbemalte, mit Chromteilen aufgemotzte Jeeps. Diese zu öffentlichen Kleinbussen umgebauten Jeeps boten Platz für 14 Passagiere plus Gepäck, Hühner und andere Kleintiere. In Roxas charterte Polo früh morgens eine kleine Bangka, eines der am Strand liegenden Auslegerboote. Auf der Überfahrt saß er ganz vorne im Bug und beobachtete gebannt wie die Insel, der sie sich näherten, allmählich größer wurde und immer mehr Details preisgab.

Seine Insel, Coralia.

Er war total übernächtigt, aber die Aufregung über die Ankunft machte ihn hellwach. Tom hatte ihn noch kurz vor seiner Abreise angerufen und ihm mitgeteilt, dass er ihn wegen eines Personalengpasses in der anderen Tauchbasis nicht werde abholen können. Er komme aber nach Coralia, sobald es die Umstände erlaubten, um Polo in seinen neuen Job einzuführen. Polo war das gar nicht so unrecht, so konnte er sich erst mal in Ruhe allein umschaun und sich ein unvoreingenommenes Bild von seinem neuen Wirkungsfeld machen. Außerdem konnte ihm ja die Belegschaft der Tauchbasis helfen: die philippinische Crew und vor allem Jo, der schottische Tauchlehrer, der den Laden momentan stellvertretend leitete.

Es war absolut windstill und das Meer war spiegelglatt. Die Insel döste in der Morgensonne, es war ein Bild des Friedens. Sie war größer, als er sich vorgestellt hatte. Aber schließlich gab es vor Ort auch ein kleines Fischerdorf und drei Hotels mit Restaurants und Bars für die Touristinnen und Touristen. Überall standen Palmen. Es gab keine einzige befestigte Straße, nicht mal im Dorf, nur Sandwege und Trampelpfade.

«Ist das dort die Tauchbasis?», fragte er den Bootsführer und deutete auf das kleine Gebäude am Strand. Er musste gegen das Geknatter des Außenbordmotors anbrüllen.

«Swiss Chalet», schrie der junge Mann zurück und nickte. Als er Polos verwunderten Blick bemerkte, erklärte er: «So

nennen alle auf Coralia die Tauchbasis von Mister Tom.» Wie die meisten Filipinos sprach er sehr gut American English. Seit der US-amerikanischen Kolonialherrschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war Englisch die zweite philippinische Amtssprache und weit verbreitet.

Das kleine blaue Häuschen zwischen den Palmen oben am Strand ähnelte einem Schweizer Chalet ungefähr wie eine Kokosnuss dem Emmentaler Käse. Es hatte ein Palmblättdach und wirkte wie eine einfache Strandhütte, aber man konnte erkennen, dass sich dahinter ein weiteres Gebäude befand. Polo wusste von einer Skizze, die ihm Tom gemailt hatte, dass sich im hinteren Teil die Räume für Kompressor, Material und Tauchausrüstungen befanden, sowie eine kleine Werkstatt. Die Strandhütte beherbergte das Büro, einen Aufenthaltsraum für regnerische Tage und ein Schulungszimmer. Auf dem Vorplatz standen unter einem Palmblättdach einige Tische und Stühle. In den Becken auf der einen Seite des Gebäudes konnten die Touristinnen und Touristen ihre Ausrüstungen nach den Tauchgängen mit Süßwasser spülen, auf der anderen Seite gab es Toiletten und Duschen.

Einige Meter vor dem Strand würgte der Bootsführer den Motor ab. Sie glitten beinahe lautlos an den beiden Bangkas der Tauchbasis vorbei, bis unter dem Bug der Sand knirschte. Dann herrschte absolute Stille. Polo hörte weder Wind noch Wellen noch sonst was, nicht mal Vogelgezwitscher. Und weit und breit war kein Mensch zu sehen. Das Empfangskomitee bestand aus einem verwaschenen Strandkötter, der ihm mit wenig Begeisterung entgegenblickte. Polos Uhr zeigte zwanzig nach neun, vermutlich war also schon jemand in der Basis. Der tägliche Tauchbetrieb müsste schon lange begonnen haben, aber vielleicht war man mit Gästen beschäftigt oder hatte den Motorenlärm dort oben nicht gehört. Tom hatte doch wohl nicht vergessen, seine Ankunft anzukündigen? Egal,

dachte Polo, die paar Schritte schaffe ich auch allein. Er warf seine Gepäckstücke an Land und sprang von Bord. Seine bloßen Füße versanken im warmen Sand.

«Welcome to Coralia», murmelte er zu sich selbst, «welcome home!»

Er ließ seine Sachen liegen und stapfte los. Es roch nach Meer und tropischen Blüten. Die Luft war feucht und heiß, genau wie in den letzten Ferien. Der Schweiß lief ihm bereits den Rücken hinunter, als er vor der Strandhütte stand und den Blick umherschweifen ließ. Auf dem Vorplatz herrschte ein Durcheinander aus umgeworfenen Tischen und Stühlen, leeren Bierflaschen, Zigarettenstummeln und benutztem Geschirr mit Essensresten. Er betrat den Aufenthaltsraum, wo sich ihm ein ähnliches Bild bot. Auf dem Sofa lag ein schlafender Filipino.

«Guten Morgen», sagte Polo auf Englisch.

Keine Reaktion.

«Guten Morgen!», wiederholte er mit lauter Stimme, und mit demselben Ergebnis.

Polo rüttelte sanft die Schulter des Mannes, worauf dieser sich mit einem Ruck aufsetzte und die Augen aufriss.

«Was ist los?», stammelte er auf Englisch, nachdem ihm erst ein Wortschwall in der Landessprache Tagalog entfahren war.

«Guten Morgen», wiederholte Polo noch einmal freundlich.

«Ja, ja, guten Morgen, aber wieso weckst du mich?»

«Entschuldige, aber es ist gleich halb zehn.»

«Ja und? Was willst du?» Er strich sich über den dünnen Schnurrbart. «Wenn du tauchen möchtest, dann komm doch bitte um zwei Uhr noch mal vorbei.»

«Zwei Uhr?», erwiderte Polo, «Macht ihr denn am Vormittag keinen Tauchgang?»

«Heute nicht. Komm gerne später wieder. Heute Nachmittag machen wir einen schönen Tauchgang.»

«Und weshalb geht ihr heute Vormittag nicht tauchen?», bohrte Polo nach.

Der Mann schaute ihn einen Moment lang verblüfft an, dann gähnte er: «Zuviel Seegang. Das Meer ist zu unruhig.»

«Das Meer ist so ruhig wie ein Teller Suppe.»

«Jetzt schon, aber vielleicht kommt Sturm auf.»

«Und da wollt ihr heute Nachmittag tauchen gehen?»

«Bis dann ist das Unwetter vorbei», winkte der Mann ab. «Jetzt geht es jedenfalls nicht. Komm später wieder, dann werden wir sehen.» Er machte Anstalten, sich wieder hinzulegen.

«Wo ist Jo? Ich möchte gerne mit Jo sprechen.»

«Keine Ahnung.» Er schien nachzudenken. «Woher kennst du Jo? Wer bist du überhaupt?»

«Ich bin Polo, der neue Basisleiter. Und wer bist du?»

Der Filipino schaute Polo an, als habe er es mit einem Geist zu tun. Plötzlich sprang er auf und streckte ihm seine Hand entgegen. «Sir Polo aus der Schweiz! Herzlich willkommen. Ich bin einer der beiden Dive Master hier. Alle nennen mich Mr Lee.»

«Freut mich sehr, Mr Lee. Bitte lass das mit dem *Sir. Polo* und *du* ist OK.»

Mr Lee nickte und lächelte freundlich.

«Und wo bitte ist Jo?», lächelte Polo zurück.

«Jo? Weißt du, wir haben dich erst in einer Woche erwartet.»

«Tut mir leid», schmunzelte Polo. «Wo ist Jo denn?»

«Ich weiß nicht genau, vielleicht im Büro?»

«Schauen wir am besten gleich mal nach.» Polo drehte sich um und ging zu der Theke, hinter der gemäß Toms Skizze der Bürobereich lag. Tatsächlich, auf einem Drehstuhl saß ein Mann, Kopf und Oberkörper auf dem Schreibtisch, und schnarchte. Die Finger seiner rechten Hand umschlossen lose eine halbvolle Flasche San Miguel. Da Polo nicht noch einmal

Wecker spielen wollte, bat er Mr Lee: «Jo hat die Nase tief in den Akten. Könntest du ihn da bitte mal rausholen?»

Mr Lee blickte ihn erst fragend an, dann eilte er ins Büro.

Polo trat wieder auf den Vorplatz hinaus und setzte sich auf den einzigen noch stehenden Holzstuhl am langen Tisch. Von drinnen hörte er gedämpfte Stimmen. Er nahm die Sonnenbrille ab und wischte sich den Schweiß von den Nasenflügeln. Seine übermüdeten Augen musste er zusammenkneifen, sie schmerzten in dem grellen Sonnenlicht, das durch die Reflexion von Sand und Wasser noch verstärkt wurde. Schnell setzte er die Sonnenbrille wieder auf und lehnte sich zurück. Die Aussicht war Postkarten-würdig: Vor ihm lag der weiße Sandstrand mit den drei Bangkas und dahinter das türkisblaue Meer.

Nach einigen Minuten erschien Jo in der Türöffnung. Er war nicht besonders groß, und auch nicht besonders schlank. Seinen Kopf zierten einige sonnengebleichte Strähnen. Er taumelte einige Schritte auf den Vorplatz hinaus und bückte sich nach einem umgekippten Stuhl, sichtlich bemüht, das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Nachdem er den Stuhl erfolgreich an der Lehne gepackt hatte, stellte er ihn gegenüber von Polo an den Tisch und ließ sich darauf fallen.

«Willkommen im Swiss Chalet», grinste er, «Wie gehts?»

«Etwas müde», lächelte Polo, «aber sonst gut. Und dir?»

Jo rieb seine geröteten Augen und versteckte sie schließlich ebenfalls hinter einer Sonnenbrille. Dann zog er die Schultern hoch und breitete die Arme aus. «Wie soll's einem schon gehen, mitten im Paradies?»

«Ist hier gestern ein Taifun durchgezogen?», fragte Polo und deutete auf das Durcheinander.

Jo blickte sich um, als nehme er seine Umgebung erst jetzt richtig wahr. «Ach so, nein. Bloß eine kleine Party.»

«Was gab es denn zu feiern? Sieht nach einem Jahrhundertanlass aus.»

«So ähnlich, ein Geburtstag.»

Polo musterte Jos Gesicht, er schätzte ihn auf etwa 40. «Dein Geburtstag, Jo? Hattest du einen runden?»

«Nicht direkt. Ein Freund von Mr Lees Cousin. Ist 27 geworden. Oder 26?» Jo schaute sich wieder um. «Ist wohl etwas ausgeartet, kann hier leicht mal passieren.»

«Geht ihr denn heute Morgen gar nicht tauchen? Habt ihr keine Kunden für den Vormittagstauchgang, keine laufenden Kurse?»

«Nö, im Moment ist nicht viel los. Die Trockenzeit hat erst gerade begonnen, das haben die Touristen vielleicht noch gar nicht mitbekommen. Hier läuft die Saison immer etwas langsam an. Dazu kommt der Vorfall in Puerto Princesa. Der Überfall der Abu Sayyaf, der islamischen Extremisten, vielleicht hast du davon gehört. Die haben letztes Jahr einige Leute aus einem Strandhotel entführt und geköpft. Das schreckt vielleicht auch den einen oder anderen davon ab, seinen Tauchurlaub in dieser Region zu verbringen. Aber vielleicht kommen die Besucherströme ja noch, die Saison hat wie gesagt erst begonnen.»

«Und was gedenkt ihr zu tun?»

«Zu tun? Wie meinst du das?»

«Habt ihr irgendwelche Maßnahmen geplant, um das Geschäft anzukurbeln?»

«Ach so, Marketing und so?»

«So was in der Art.»

«Davon kriegen wir hier nichts mit», winkte Jo ab, «darum kümmert sich der Chef persönlich.»

«Aber besprecht ihr das denn gar nicht, Tom und du? Er kann den Laden ja wohl nicht ganz ohne eure Unterstützung aus der Ferne in Schwung bringen. Du bist doch seine Vertretung vor Ort.»

«Klar, aber erst seit Kurzem. Und ich mach das auch nur vorübergehend, das habe ich Tom klar gesagt. Hat bisher ganz

gut geklappt, aber jetzt hat sich Tom schon eine Weile nicht mehr gemeldet. Ich bin deshalb nicht ganz auf dem Laufenden. Mit dir haben wir jetzt endlich einen Chef vor Ort, einen echten Profi. Citybanker, nicht wahr?» Er lächelte unergründlich. «Da kann uns ja nichts mehr passieren.»

«OK», erwiderte Polo, ohne auf die Andeutung einzugehen. «Wir werden das schon packen. Aber jetzt brauche ich erst mal etwas Ruhe.»

«Ja, entspann dich. Hau dich mit einem Bier in die Hängematte und komm erst mal richtig an.»

«Keine schlechte Idee», gähnte Polo. «Könntest du mir bitte dieses Strandhaus zeigen, das für mich bereitsteht?»

«Klar, ich werde dich zu dem Anwesen führen.»

Ein Lächeln spielte um Jos Lippen.

«Prima. Das Gepäck lass ich noch einen Moment am Strand.»

Jo blieb reglos mit eingefrorenem Lächeln sitzen.

«Also, gehen wir?» Polo stand auf. Da sich Jo immer noch nicht in Bewegung setzte, fügte er hinzu: «Ist was?»

«Na ja, wir haben dich ja erst in einer Woche erwartet.»

«Ja?» Plötzlich dämmerte es Polo: «Ist das Haus noch nicht bezugsbereit?»

«Nun, da hat schon eine ganze Weile niemand mehr drin gewohnt. Aber das ist nicht schlimm, lässt sich im Nu herrichten. Ich lass dir einige unserer Leute kommen, die kümmern sich darum. Es handelt sich übrigens nicht um eine richtige Villa mit Swimmingpool und so, eher eine Art ... Bungalow.»

Sie waren noch keine 150 Meter den Strand entlang gestapft, da deutete Jo auf ein Gestrüpp am Rande des Palmenhains: «Dort ist es.»

Bei näherem Hinsehen entpuppte sich das Gestrüpp als ein überwucherter Garten, in dessen Mitte sich eine große, aber ziemlich verwahrloste Strandhütte befand. Überall lag Abfall

und Strandgut herum, und die lokale Flora und Fauna schien dabei zu sein, das Menschenwerk zurückzuerobern.

Polo hatte ursprünglich vorgehabt, den Nachmittagstauchgang mitzumachen, aber nun verzichtete er darauf. Er wollte die beiden Hilfskräfte einweisen, die Jo ihm sofort schicken wollte. Zum Tauchen würde er in der nächsten Zeit noch genügend kommen.

Als nach einer Stunde immer noch niemand erschienen war, griff Polo selbst zu Werkzeug und Besen und machte sich trotz der Hitze allein an die Arbeit. Eine weitere Stunde später tauchten Jo und Mr Lee auf. Der Außenborder der Tauchbanga sei nicht angesprungen, erklärten sie etwas zerknirscht, und der Nachmittagstauchgang sei ausgefallen. Sie versicherten Polo, dass der Mechaniker unterwegs sei und halfen ihm dafür bei der Instandsetzung seiner Bleibe. Kurz vor Sonnenuntergang war das Größte erledigt und Polo konnte endlich Jos Vorschlag umsetzen: Er holte in der Tauchbasis ein kühles Bier und verzog sich damit in die Hängematte vor seiner Hütte. Einige Schlucke lang genoss er noch den Ausblick auf Strand, Meer und Sonnenuntergang, dann überwältigte ihn der Jetlag.

Polo beabsichtigte, nach seiner Ankunft erst mal zwei Wochen Urlaub zu machen und sich möglichst nicht in den Betrieb einzumischen. Sein Geschäftspartner Tom hatte ihm erzählt, dass sich bis einige Monate zuvor ein Schweizer Kumpel um die Basis gekümmert habe. Der habe aber ziemlich überraschend die Lust verloren, den Job hingeschmissen und sei nach Australien gereist. Allerdings nicht ohne vorher die Kasse um etwas Bargeld erleichtert zu haben. Seither führe Jo das Unternehmen, aber nur vorübergehend, denn er habe dazu weder Lust noch Talent. Immerhin dürfte der Laden also auch ohne Polo einigermaßen weiterlaufen, ver-

suchte er sich selbst zu beruhigen, zumindest nicht schlechter als bisher.

Bevor er sich in seine neue Arbeit stürzte, musste er sich von seinen letzten, ziemlich hektischen Wochen in der Londoner City erholen. Er wollte ohne Zeit- und Arbeitsdruck die Insel und ihre Bewohner kennenlernen und als Gast an den Tauchausflügen teilnehmen. Seine Angestellten und die Arbeitsprozesse konnte er auf diese Weise natürlich auch ein wenig kennenlernen, aber soweit möglich nur als Beobachter, ohne einzugreifen. Er wollte weder kritisieren, noch Verbesserungsvorschläge machen, und schon gar keine Probleme lösen. Dafür hatte er später noch Zeit.

Die Umsetzung dieses Vorhabens fiel ihm allerdings nicht leicht, denn wo er hinblickte, entdeckte er Missstände, oder zumindest Optimierungsmöglichkeiten. Und trotz seiner Anwesenheit drohte der Arbeitseifer von Jo und der restlichen Belegschaft auch in den nächsten Tagen nicht überzuschäumen. Der Schotte kam ihm merkwürdig vor. Obwohl Polo mit ihm vereinbart hatte, dass er in diesen zwei Wochen weiterhin die volle Verantwortung als Basisleiter tragen sollte und dafür auch bezahlt werde, gab er sich in geschäftlichen Belangen demonstrativ gleichgültig. Auf der persönlichen Ebene verhielt er sich Polo gegenüber verschlossen und nicht gerade freundlich. Polo hoffte, dass sich das bessern werde, denn er war auf Jo angewiesen.

Gleich am ersten Tag richtete sich Polo in seiner Bambushütte ein. Die lag gerade so weit von der Tauchbasis entfernt, dass ihn zwar das Geknatter des Kompressors nicht störte, er aber den Betrieb ein wenig im Auge behalten konnte.

Nach dem Nachmittagstauchgang unternahm er auf eigene Faust einen ersten Inselrundgang. Coralia war ein kleines Paradies. Ein idyllischer Mikrokosmos, in dem man friedlich

leben konnte, ohne viel von der restlichen Welt mitzubekommen. Es gab hier nicht viel, aber alles, was man brauchte. Polo verspürte im Laufe dieses Spaziergangs das unbestimmte Gefühl, er habe schon lange nach so was gesucht, ohne sich dessen bewusst zu sein.

Um das Dorf herum lagen Gemüsefelder und Obstplantagen für die Abdeckung des Eigenbedarfs, sowie Palmenhaine. Gleich dahinter begann der dichte tropische Wald. Fast die ganze Insel war von einem weißen Sandstrand umsäumt, unterbrochen von kurzen, felsigen Abschnitten, die von Seevögeln kontrolliert wurden. Das Swiss Chalet lag ungefähr 15 Gehminuten westlich des Dorfes und war die einzige Tauchbasis auf der Insel. Nicht weit entfernt, etwas zurückversetzt zwischen den Palmen, lagen drei einfache Strandhotels für Individual- und Tauchtouristen, sonst gab es keine Nachbarn. In einer knappen Stunde hatte er die ganze Insel umrundet.

Ab sofort wurden täglich wieder mehrere Tauchausflüge angeboten, und außer Polo kamen meist noch einige zahlende Kunden, alle Gäste der umliegenden Hotels, mit. Gemeinsam machten sie ihre Ausrüstungen bereit, setzten sich in die Bangka und ließen sich zu einem der rund 40 Tauchplätze bringen. Dort informierte der Guide sie jeweils in einem Briefing über die lokalen Besonderheiten von Riff und Fauna, und anschließend sprangen sie ins leuchtende Blau.

Die Unterwasserlandschaft war überwältigend. In den Korallengärten tummelte sich eine unglaubliche Menge und Vielfalt an Fischen sowie Krebs- und Weichtieren. Geisterpfeifische, Fangschreckenkrebs, Anglerfische, Seepferdchen und etliche weitere andernorts seltene Kreaturen bevölkerten die Riffe. Tagsüber konnten die Taucher Zackenbarsche beobachten, die sich von Putzergarnelen die Kiemen reinigen liessen, und Schildkröten, die an Schwämmen knabberten. Und bevor

sie sich auf Nachttauchgängen in die Jagdszenen der Stachelmakrelen und Muränen gleiten ließen, versammelten sie sich in der Abenddämmerung um Hirschgeweihkorallen und beobachteten das Liebespiel der Mandarinfische.

Wenn die Taucher aus dem Wasser stiegen, waren sie meist gut gelaunt vom gemeinsamen Erlebnis in dieser zauberhaften Welt, einer Welt von bizarren Formen und Farben, von skurrilen Lebewesen und Verhaltensweisen, so verschieden von ihrer alltäglichen Umgebung. Oft schimmerte in ihren Augen ein Glanz, den man sonst eher mit Yoga, Taichi oder anderen Meditationsformen in Verbindung brachte, oder mit Drogen. Schon nach einigen Tauchgängen fühlte sich Polo leicht und entspannt, und die Londoner City schien nicht nur geographisch bereits unendlich fern.

Am vierten Tag unternahm Polo zwischen dem zweiten Vormittags- und dem Nachmittagstauchgang einen kleinen Ausflug mit Jo. Barfuß und schweigend schlenderten sie den Strand entlang. Bei den Fischerbooten schlüpfen sie in ihre Flip-Flops und nahmen den Sandweg ins Dorf hinein – quasi die Hauptstraße. Es war beinahe windstill, und die heiße Luft legte alles lahm. Die meisten Leute machten wohl Siesta in ihren Hütten, die wegen Hochwasser und Ungeziefer auf Stelzen gebaut waren. Einige hatten es sich im Schatten darunter oder auf der Veranda in Hängematten bequem gemacht. Bei einer Art Betonsockel spielte ein halbes Dutzend Kinder. Sie bespritzten sich mit Wasser und kreischten vor Vergnügen.

«Einer der Dorfbrunnen», erklärte Jo. «Nicht so hübsch, wie die in London.»

«Allerdings.»

«Der steht hier auch nicht zur Dekoration. Die meisten Dorfbewohner haben kein fließendes Wasser. Sie müssen hier ihre Behälter füllen und nach Hause tragen. Leider ist dieses

Süßwasser ungenießbar. Es ist nur für Kleiderwäsche, Körperpflege und dergleichen zu gebrauchen. Die Filipinos sind ein sehr reinliches Volk, auch die einfachen Leute. Trinkwasser wird zweimal pro Woche mit einem Boot von Palawan gebracht und muss jeweils von der Anlegestelle durchs ganze Dorf zur Hütte geschleppt werden.»

«Ganz schön umständlich.»

«Die Kehrseite der Postkartenidylle. Fließendes Wasser und Toiletten mit Spülung gibt es nur in den Häusern der wohlhabendsten, und natürlich bei uns und in den Hotels.»

«Und wie steht es mit Elektrizität?», fragte Polo, während sie weitergingen. «Haben die Leute Strom?»

«Das ist auch nicht ganz einfach. Es gibt hier ja kein Kraftwerk, und auch keine Starkstromleitungen von Palawan. Die wohlhabenderen Familien haben, wie das Swiss Chalet und die Hotels, einen eigenen Dieselgenerator – einen kleineren natürlich –, andere haben sich gemeinsam einen angeschafft. Wer gar keinen hat, muss seinen Strom eben beim Nachbarn kaufen.»

«Da leben wir in unseren Bungalows ja ganz schön bequem.»

«Und erst recht die Hotelgäste. Wir haben hier auf der Insel zwar keine Luxusresorts wie auf den Malediven, und unsere eigenen Hütten sind ja auch ziemlich einfach, aber es besteht doch ein enormes Wohlstandsgefälle zu den Einheimischen.»

Sie spazierten weiter durch das schläfrige Dorf. Es gab einige wenige Steinhäuser und überwiegend die landesüblichen Nipas, malerische Bambushütten mit Palmblättdach. Vor einer blieb Jo stehen.

«Hier wohnt unser Guide, Mr Lee. Hübsch, nicht wahr?»

«Oh ja, genau wie meine Hütte. Ich fühle mich darin sehr wohl. Natur pur.»

«Nur, dass Mr Lee hier nicht allein wohnt, sondern mit seiner ganzen Familie. Eltern, Frau, Kinder, Brüder und Schwestern

mit deren Kindern. Insgesamt wohnen etwa ein Dutzend Leute da drinnen.» Jo wandte sich ab und ging weiter.

Polo maß die Hütte mit seinen Blicken, dann folgte er ihm.

Ein paar Schritte weiter blieben sie vor einem Holzverschlag stehen, dessen Dach aus Wellblech bestand. Über der Türe hing ein verwittertes Brett mit der handgemalten Aufschrift *coop*.

«So heißt eine der großen Supermarktketten in der Schweiz», schmunzelte Polo.

«Das ist hier auch ein Gemischtwarenladen, mit Dingen für den täglichen Bedarf. Allerdings ist das Sortiment wohl etwas bescheidener als in deinem Schweizer Supermarkt. Die Leute hier sind vor allem Selbstversorger. Sie leben vom Fischfang, bauen noch etwas Gemüse an und natürlich Kokosnüsse, Bananen und andere Früchte, wie diese ekelhaft stinkende Durian. Überschüsse tauschen sie untereinander, oder sie verkaufen sie in Roxas, dem kleinen Küstenort drüben auf Palawan. Und mit den paar verdienten Pesos kaufen sie in diesem Laden ein, was ihnen noch fehlt. Seife, Töpfe und so weiter.»

Sie mussten zurück zum Nachmittagstauchgang. Jo eilte mit gesenktem Blick voraus und schien sich nicht weiter unterhalten zu wollen. Polo hastete hinterher und konnte dem Schotten gerade noch ein Dankeschön nachrufen, als er zu seiner Hütte abzweigte.

An den nächsten Tagen unternahm Polo noch mehrere kleine Spaziergänge durch das Dorf. Die Einheimischen lächelten Polo freundlich zu und waren gerne bereit zu kurzen Gesprächen in einfachem Englisch. In seinen Augen lebten sie für europäische Begriffe zwar sehr einfach, aber zufrieden. Zumindest machten sie ihm diesen Eindruck, wenn er auf den Sandwegen zwischen den Hütten hindurch spazierte. Überall spielten Kinder, und die Erwachsenen saßen oder standen in kleinen Gruppen beisammen, flickten Fischernetze, putzten

Gemüse oder Kokosnüsse und plauderten. Allerdings war er sich bewusst, dass er keine Ahnung von den Verhältnissen hinter dieser beschaulichen Kulisse hatte, von den Problemen und Nöten dieser Menschen. Schließlich konnte man das in Touristenaugen so romantisch anmutende schlichte Leben auch einfach als bittere Armut sehen.

Das Wetter war sehr unbeständig seit Polos Ankunft. Jeden Tag kam es mehrmals zu abrupten Wechseln zwischen Sonne und Regen, was für Palawan und die umliegenden Inseln im November nicht ungewöhnlich war. Manchmal fegten in dieser Jahreszeit sogar noch letzte Taifune vom Pazifik her über den Archipel und richteten mitunter erhebliche Zerstörungen an, aber allmählich begann die Trockenperiode. Der Monsunwind drehte von Südwest auf Nordost, die Regenfälle gingen zurück und die sonnigen Abschnitte wurden länger. Die Luftfeuchtigkeit blieb hoch, aber die durchschnittliche Tagestemperatur fiel unter 30, die Nachttemperatur sogar unter 25 Grad. Allerdings kam es auch in der Trockenzeit immer wieder zu kurzen und heftigen Regenschauern, oft so plötzlich, als hätte man sie mit einem Schalter angeknipst.

Am Samstagmorgen seines ersten Wochenendes auf Coraliala leuchtete ein strahlend blauer Himmel über Polo, als er wie jeden Tag gleich nach dem Frühstück zur Tauchbasis schlenderte. Dort war es verdächtig ruhig.

«Kein einziger Kunde heute», grunzte Jo zur Begrüßung. Er hatte es sich in einem Korbsessel auf dem schattigen Vorplatz bequem gemacht und rauchte eine Zigarette. «Für morgen gibt es auch keine Anmeldungen. Ich habe deshalb fast allen Angestellten frei gegeben bis Montagmorgen. Dann können sie den Sonntag in Ruhe mit ihren Familien verbringen. Ich hoffe das ist für dich OK, Chef.» Das letzte Wort hatte er betont.

«Kein einziger Kunde!?!», wiederholte Polo und rümpfte die Nase. «Dann macht es wirklich keinen Sinn, dass alle untätig hier rumhängen. Das Geschäft scheint wirklich nicht gut zu laufen. Wir müssen uns unbedingt was einfallen lassen.» Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. «Und ich wäre heute verdammt gern tauchen gegangen.»

«Wir können trotzdem rausfahren», schlug Jo vor, «einen Bootsführer habe ich extra hierbehalten. Ich dachte mir schon, dass du ins Wasser möchtest.»

«OK, klingt gut. Und wohin geht's?»

«Ich könnte dir eine interessante Höhle zeigen. Wir haben sie erst vor zwei Monaten durch Zufall entdeckt. Allerdings befindet sich der Eingang in 42 Metern Tiefe, deshalb können wir diesen Tauchplatz nicht in unser normales Angebot aufnehmen. Das ist eher was für Leute mit sehr viel Erfahrung, oder für Tec-Taucher mit ihren speziellen Atemluftgemischen.» In leicht spöttischem Tonfall fuhr er fort: «Aber als Finanzhai liegst du ja gut im Wasser, da könnten wir zwei die Höhle doch ein bisschen auskundschaften, wenn du magst. Das wäre eine Art Pionierarbeit. Und nachher machen wir noch einen gemütlichen Tauchgang irgendwo im Flachwasser.»

«OK», stimmte Polo zu, «ich bin dabei.»

«Das dachte ich mir. Deshalb habe ich deine Ausrüstung schon mal zur Bangka bringen lassen. Wir können gleich ablegen.» Er drückte den Zigarettenstummel in den Sand, erhob sich und ging los in Richtung Wasser.

Polo hob den Stummel auf und warf ihn in den Aschenbecher, dann folgte er ihm den Strand hinunter. Er hatte zwar wenig Lust, den ganzen Tag nur mit dem überheblichen Schotten und einem der schweigsamen Bootsführer auf einer kleinen Bangka zu verbringen, aber die Tauchgänge reizten ihn. Praktisch unberührte Tauchplätze erkunden, nur zu zweit, das klang gut. Und Höhlen waren immer interessant, geheimnis-

voll, manchmal sogar ein bisschen furchteinflößend. Aber Jo war dort ja schon getaucht und kannte sich aus. Auch sonst würde er mit ihm klarkommen, musste er sowieso früher oder später. Und unter Wasser konnte man nicht reden.

Als sie bei der *Sleeping Butterfly* ankamen, dem kleineren der beiden Auslegerboote der Tauchbasis, war der Bootsführer gerade dabei, die Pressluftflaschen an Bord zu hieven.

Polo kletterte über die Reling und überprüfte seine Ausrüstung, während Jo die Bangka bereits durch die sanft plätschernden Wellen schob und dann ebenfalls einstieg. Etwa zehn Minuten lang tuckerten sie der Küste von Coralia entlang nach Norden, dann drehten sie nach Osten aufs offene Meer hinaus. Der Außenborder dröhnte und das Stoffdach flatterte im Wind. Polo döste auf der einen Seite, Jo auf der anderen, und der Bootsführer kauerte im Heck an der Pinne. Um sich vor der Sonne zu schützen, hatte er sich wie unter einheimischen Fischern üblich von Kopf bis Fuß in Tücher gehüllt, nur seine Augen waren zu sehen. Er sah ein bisschen aus wie ein Tuareg.

Nach einer halben Stunde sagte er etwas auf Tagalog zu Jo, worauf sich dieser erhob und nach vorne ging. Da der Captain in diesem Moment vom Gas ging, geriet das Boot ins Schlingern, aber Jo machte keinen Wank. Wie eine Gallionsfigur stand er im Bug und starrte ins Wasser. Polo konnte das Riff sehen, aber anscheinend waren sie noch nicht an der richtigen Stelle. Mit Handzeichen und kurzen Zurufen gab Jo dem Bootsführer zu verstehen, in welche Richtung er steuern sollte, so dümpelten sie ganz langsam weiter.

«Wo ist das Ding denn bloß?», konnte Polo Jo schließlich murmeln hören, wahrscheinlich wieder so ein kleiner Spaß. «Letzte Woche war es doch noch da.»

Polo wusste nicht, was Jo genau suchte. Wahrscheinlich eine Riffformation, die die Stelle mit der Höhle markierte,

oder eine markante Koralle. Weiterhin starrten sie alle gebannt ins glasklare Wasser. Polo konnte vom Boot aus mühe-los Papageienfische, Barsche und Doktorfische erkennen.

«Hoffentlich finden wir die Höhle», rief Jo nach einer Weile über seine Schulter. «Ich war auch noch nicht oft hier.»

Polo lehnte sich zurück. Eigentlich war es nicht so wichtig, ob sie den Tauchplatz fanden, die Unterwasserlandschaft war hier wahrscheinlich überall sehenswert.

«Bingo», rief Jo plötzlich. Mit einigen schnellen Handzeichen lotste er die Bangka durch die Korallen, die hier beinahe die Wasseroberfläche berührten, dann plumpste der Anker ins Wasser.

«Das gewohnte Tauchplatzbriefing», sagte Jo lächelnd, als er wieder Platz genommen hatte, «fällt hier knapp aus. Es gibt nicht viel zu erzählen.» Er kratzte sich am Hinterkopf. «Wir gehen runter, rein in die Höhle, schauen uns gemütlich um, und dann schwimmen wir wieder raus und gemächlich der Riffwand entlang nach oben.»

Polo hatte keine Lust, nach mehr Informationen über die Höhle zu fragen, wahrscheinlich würde er sowieso nur eine schnoddrige Antwort erhalten. Am besten schaute er sich selbst dort unten um. Er schnallte seine Tarierweste an die Pressluftflasche und wollte seinen Atemregler anschließen. Aber die Aluflasche hatte ein INT-Ventil, und er benutzte das DIN-System. Er hätte schwören können, dass bei seinem Check kurz vor der Abfahrt noch ein Adapter angebracht gewesen war.

«Hast du einen Adapter?», wandte er sich an Jo.

«Falsches Ventil?», grinste der Schotte. «Haben wir etwa unsere Ausrüstung nicht sorgfältig geprüft, Mr Banker?» Er zuckte mit den Schultern. «So schnell kann ein Tauchtag zu Ende sein.»

Polo setzte sich wieder in den Schatten und ärgerte sich. Wie konnte er so was übersehen haben?! Dann eben zurück zur Basis.

Als Jo ihm – immer noch grinsend – den vermissten Adapter unter die Nase hielt, sagte er kein Wort. Mit Mühe brachte er ein Lächeln zustande, griff nach dem Teil und schraubte es wieder fest. Das Finimeter zeigte einen Druck von 208 Bar. Polo zwängte sich in seinen 3mm-Tropenneoprenanzug und band den Tauchcomputer an sein Handgelenk. Nun saß er in der Sonne, und im Neopren wurde es sehr schnell sehr heiß. Er packte sich das Gerät auf den Rücken und streifte Flossen und Taucherbrille über.

«Auf drei geht's los», sagte Jo, der bereits in voller Montur auf der gegenüberliegenden Bordkante saß, ebenfalls mit dem Rücken zum Wasser.

Kurz darauf steckten sie sich beide das Mundstück des Atemreglers zwischen die Zähne und ließen sich nach hinten fallen. Nach dem Saunafeeling gerade eben war das 28 Grad warme Wasser angenehm erfrischend. Polo ließ sich wie ein Fallschirmspringer sinken, er liebte dieses Gefühl. Kurz vor dem sandigen Grund pumpte er etwas Luft in seine Tarierweste, um der Schwerkraft entgegenzuwirken. Er schaute zu Jo, der auf gleicher Tiefe schwebte, und sie versicherten sich mit dem üblichen Handzeichen, dass alles OK war. Jo schwamm los und Polo heftete sich an seine Flossen.

Einige Minuten lang folgten sie gemächlich dem sanft abfallenden Meeresgrund, das Riff auf der linken Seite. Es bestand hier vor allem aus Steinkorallen mit vereinzelt Weichkorallen und Schwämmen in Orange- und Rottönen. Darüber standen Schwärme winziger bunter Fahnenbarsche und Gruppen von Doktorfischen. Falterfische suchten paarweise Schutz, und ab und zu streckte eine Muräne ihren Kopf aus einer Spalte und zeigte ihre spitzen Zähne. Jo entdeckte

einen Oktopus in einer Riffspalte, konnte ihn aber nicht hervorlocken, also zogen sie weiter. Sie überquerten eine Kante, hinter der das Riff steil abfiel und folgten dieser Wand kopfüber abwärts.

Als Polos Tauchcomputer eine Tiefe von 40 Metern anzeigte, wirkte die Unterwasserlandschaft vor allem blau, allerdings in verschiedenen Tönen und Schattierungen. Die anderen Farben hatte das Wasser hier unten fast ganz aus dem Sonnenlicht herausgefiltert. Jo drehte sich zu Polo und fragte ihn mit einem Handzeichen, ob bei ihm alles in Ordnung war. In der anderen Hand hielt er eine kleine Lampe. Polo bejahte die Frage, zog seine eigene Lampe aus der Weste und folgte Jo zu einer zerklüfteten Korallenformation.

Der Höhleneingang war dahinter verborgen und ziemlich eng, gerade breit genug für einen ruhig im Wasser liegenden Taucher. Um keine Korallen kaputt zu machen, schwamm Polo mit sparsam dosierten Flossenbewegungen in das finstere Loch und durch einen nicht weniger engen Gang. Erst nach etwa zehn Metern weitete sich der Korridor allmählich aus zu einem Raum von der Größe eines Einfamilienhauses. Die Decke war bis zu fünf oder sechs Meter hoch und bogenförmig, wie ein mittelalterliches Kellergewölbe. Überall gab es Vorsprünge und Nischen, teilweise ließen sie sich im Licht der Lampen nur erahnen.

Hätte Polo gewusst, wie groß und zerklüftet die Höhle war, hätte er die stärkere Unterwasserlampe mitgenommen. Aber sie hatten ja sowieso nur wenig Zeit, um die Höhle zu erkunden. In einigen Minuten mussten sie schon wieder aufsteigen, um Dekompressionsprobleme zu vermeiden. Zudem würden ihre 12-Liter-Flaschen in dieser Tiefe nicht lange reichen. Jo brauchte mit seiner Tauchroutine natürlich weniger Luft und sein Vorrat würde deutlich länger halten, aber das war ihm als Profi sicher bewusst.

Im Zeitlupentempo folgten sie der Höhlenwand und leuchteten dabei in alle Ritzen und Nischen. Ab und zu fiel der Lichtkegel auf kleine Fische, die sofort in die Dunkelheit flohen. Rot funkelnde Punkte verrieten Augenpaare, die sich bei direkter Beleuchtung als Krabben und Krebse entpuppten, die teilweise aussahen wie Ufos im Taschenformat.

Mehrere Nischen gingen so tief in die Höhlenwände hinein, dass Polos Lampe nicht bis an ihr Ende reichte. Neugierig folgte er diesen Gängen jeweils einige Meter, teilweise sogar um die nächste Biegung, aber dann drehte er um. Schließlich durfte er seinen Tauchpartner nicht allein lassen, denn auch für erfahrene Taucher war das erste Gebot immer noch, nie allein zu tauchen, ganz besonders in derart tief gelegenen Höhlensystemen. Außerdem hatte er ja keine Ahnung, wo die Abzweigungen hinführten. Zu anderen Höhlen, oder aus dem Riff hinaus? In einen Irrgarten, aus dem man nicht mehr herausfand? Oder wurden sie einfach immer enger, bis man darin stecken blieb?

Nach knapp zehn Minuten gab Jo Polo ein Zeichen, ihm zu folgen. Sie stiegen zur Decke der Höhle auf und schwammen hinter eine Art Felsbalkon, wo sie Luft aus der Weste abließen und sich hinknieten. Jo forderte Polo auf, seine Lampe auszuschalten und nach oben zu spähen, wo sich der Eingang zu einer Röhre abzeichnete. Im Dunkeln begriff Polo, worauf Jo hinauswollte. Hoch über ihren Köpfen bemerkte er einen schwachen Lichtschimmer. Die Röhre führte anscheinend irgendwie ans Tageslicht. Sie knipsten ihre Lampen wieder an und Jo gab zu verstehen, dass er die Höhle über diesen Ausgang verlassen wollte. Er schloss mit dem Handzeichen für «OK», in diesem Fall als Frage gemeint. Polo warf noch einen Blick nach oben, doch außer dem entfernten Lichtschimmer, der auf das Ende des Kanals schließen ließ, konnte er nichts erkennen. Die Sache war ihm nicht ganz geheuer,

und er ärgerte sich, dass sie nicht mal den ungefähren Ablauf des Tauchgangs vorher an der Oberfläche besprochen hatten. Aber er willigte ein. Jo war ein erfahrener Guide. Er kannte die Tauchplätze und wusste, was ohne Gefahr machbar war.

Der Gang führte zunächst schräg nach oben und sie hatten genügend Bewegungsfreiheit. Die Flossen setzten sie trotzdem nur sparsam ein, denn kaum etwas war für Taucher gefährlicher, als zu schnell aufzusteigen. Dann wurde die Röhre allmählich steiler, beinahe senkrecht, und sie brauchten die Flossen gar nicht mehr. Meter für Meter ließen sie sich ganz langsam nach oben treiben. Allerdings wurde es nun auch enger, für Schwimmbewegungen wäre kaum noch Raum gewesen. Polo hatte Mühe, die Lampe so zu halten, dass sie nicht anstieß, er aber trotzdem noch erkennen konnte, wo er hinschwamm. Zwar fiel nun etwas Tageslicht in den Kanal, aber das meiste davon blieb an seinem Vordermann hängen.

Er war froh, dass er hier nicht viel kaputt machen konnte, denn obwohl er aufpasste, stieß er immer häufiger mit irgendwelchen Körperteilen oder Ausrüstungsgegenständen gegen die Wände. Ein eigenartiges Gefühl, dachte er, als Jos Flossen einen Moment lang an Ort und Stelle blieben, so mitten im Riff zu stecken, unter etlichen Jahren von Korallenwachstum. Der Kalk, der sie gerade umgab und aussah wie Felsgestein, war vor langer Zeit mal von Polypen an der damaligen Riffoberfläche ausgeschieden worden. Inzwischen spielte sich der moderne Korallenalltag weiter oben ab. Wo er sich befand, war nur noch totes Material, eine Art Friedhof der Blumentiere.

Kurz darauf verstand Polo, warum Jo an der Stelle angehalten hatte. Der Gang war ab dort so schmal, dass er an Biegungen und Vorsprüngen nur noch vorbeikam, wenn er Körper und Ausrüstung mit Bedacht ausrichtete und durch die Engpässe manövrierte. Er musste sich gewissermaßen durch das Riff nach oben schrauben, an einer Stelle sogar richtig

durchquetschen. Beunruhigt fragte er sich, ob Jo sich ihres Größenunterschieds bewusst war, und dass Polo nicht überall durch passte, wo er selbst durchkam? Dass Polo viel mehr Luft verbrauchte? Hatte Jo überhaupt den richtigen Weg gewählt, oder befanden sie sich womöglich in einer Sackgasse? Was, wenn sie plötzlich stecken blieben, oder zumindest Polo, und er sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnte? Viel fehlte hier nicht mehr, es ging um Millimeter.

Polo erreichte eine besonders enge Stelle, an der sich Jo vor ihm wieder recht lange aufgehalten hatte. Er streckte beide Arme über den Kopf, brachte sich in eine gute Stellung und füllte die Lunge mit Luft, um mehr Auftrieb zu erhalten. Nichts passierte. Keinen Millimeter bewegte er sich vorwärts. Er atmete aus, um sich schmaler zu machen, tappte mit den Fersen nach einem Vorsprung und versuchte sich abzustößen. Wieder nichts. Wahrscheinlich war er noch nicht optimal ausgerichtet. Trotz der Enge bemühte er sich, in eine andere Lage zu gelangen, wackelte mit dem Oberkörper hin und her, probierte alle möglichen Positionen für Kopf, Arme und Beine, atmete ein und wieder aus. Ohne Erfolg. So sehr er sich wand, er kam kein bisschen vorwärts. Und auch nicht zurück. Das war sowieso keine Option: er konnte die Engpässe ja nicht alle rückwärts und nach unten durchkriechen, blind, mit den Flossen voran. Dafür fehlte ihm auch die Luftreserve, und ein Dekompressionsunfall wäre ihm sowieso sicher.

Seine schlimmsten Befürchtungen hatten sich bewahrheitet: Er steckte fest. Er klemmte ungefähr fünfzehn Meter unter Wasser in einem Korallenriff am Ende der Welt. Keine Hilfe weit und breit. Der einzige Mensch in seiner Nähe war der Schotte, und der steckte in derselben Röhre. Sogar wenn sich Jo selbst befreien konnte, wie sollte er Polo helfen? Die Zeit war knapp. Polo hatte noch Luft für etwa zwanzig Minuten. Dann war Schluss.

Teil 2

Polo

Nach dem Abend in der Tiki-Bar beschränkte Polo seine Kommunikation mit Jo auf das beruflich Notwendige. Wie konnte sich der Schotte derart danebenbenehmen, wo er sich doch kurz zuvor noch so besonnen geäußert hatte? War daran nur der Alkohol schuld, oder gab es da tieferliegende Defizite? Damit wollte Polo lieber nichts zu tun haben, und Jo schien das zu respektieren. Polo ärgerte sich allerdings nicht nur über das Verhalten des Tauchlehrers, sondern auch über seine eigene Reaktion. Über seine Passivität. Beim nächsten Treffen würde er sich in aller Form bei Eileen und Maggie entschuldigen, vielleicht konnte er so noch etwas retten. Falls er ihnen überhaupt jemals wieder begegnete.

Aber Jos Informationen zur philippinischen Alltagskultur und auch seine Ratschläge hatten in Polo etwas ausgelöst. Er versuchte, alles etwas leichter zu nehmen und sich auch von den ständigen Rückschlägen nicht mehr die Laune verderben zu lassen. Das kostete ihn zwar jedes Mal Überwindung, hob aber allmählich seine Grundstimmung. Seinen Angestellten übertrug er möglichst nur noch überschaubare Aufgaben mit klaren Anweisungen, und er gab sich nachsichtig, wenn etwas schief ging. Tatsächlich verbesserte sich ihre Arbeitsmoral zusehends, und es kam zu weniger Fehlern, Kommunikationspannen und Kundenreklamationen.

Damit aber die Gäste in den nächsten Jahren wieder kämen, und damit sie ihren Freunden und Reiseveranstaltern zu Hause begeistert von ihren Tauchferien im Swiss Chalet erzählten, musste auch ihr Angebot besser werden. Sie befanden sich mitten im Korallendreieck, dem Gebiet zwischen den Salomonen-Inseln, Indonesien und den Philippinen. Ihre

Tauchgründe glänzten mit der weltweit größten Artenvielfalt, gesunden Korallenriffen und reichlich Fisch. Aber dieses Unterwasserparadies mussten sie den Kunden besser erlebbar machen, es inszenieren.

Die Tauchführer waren bisher viel zu passiv. Sie halfen den Leuten ins Wasser, schwammen dann eine Stunde vor ihnen her und brachten sie wieder zurück aufs Boot. Polo wollte, dass sie die Ausflüge zu kleinen Abenteuerexkursionen machten. Sie sollten die Touristen mit ausführlichen Briefings und anschaulichen Skizzen auf den Tauchgang vorbereiten und Unterwasser auf die sehenswerten Lebewesen aufmerksam machen. Im Unterschied zu vielen Gästen wussten sie nämlich sehr gut, wo sich welche Tiere befanden, teilweise gut getarnt oder versteckt, und wie sie sich verhielten. Gemeinsam mit Jo übte er deshalb mit ihnen, spannende und informative Briefings abzuhalten. Dabei ging er sehr respektvoll vor, um nicht ihre Berufsehre oder ihren Stolz zu verletzen.

Da sich im Tagesgeschäft immer weniger Probleme ergaben, konnte sich Polo nun endlich auch um neue Gäste bemühen. Mithilfe einer kleinen Agentur in Puerto Princesa peppte er die Homepage auf und produzierte Flyer, Broschüren und anderes Werbematerial, das er per E-Mail und Post an mögliche Geschäftspartner auf der ganzen Welt verteilte, besonders an Veranstalter von Tauchreisen. Mit den drei Pensionen auf Corralia hatte das Swiss Chalet schon seit Jahren gut eingespielte Geschäftsbeziehungen, die Polo weiter pflegte. Er war sich aber auch nicht zu schade, persönlich bei allen Resorts an der Küste Palawans vorzusprechen, vom nahegelegenen Roxas bis hinunter zur Provinzhauptstadt Puerto Princesa, wo die Flugzeuge mit den Touristen landeten.

Nach und nach zeigten sich erste Erfolge. Reisebüros und Resorts, mit denen sie noch nie zusammengearbeitet hatten,

schickten ihnen erste Kundenreservierungen. Auch Direktbuchungen über die Website nahmen zu. Ihre Gäste schienen vermehrt zufrieden zu sein und Mund-zu-Mund-Propaganda zu betreiben. Immer mehr Anfragen kamen auf ausdrückliche Empfehlung von Rückkehrern oder Reiseveranstaltern. Oder von Tauchjournalisten, die das Swiss Chalet inzwischen auf Einladung besucht und in Fachzeitschriften vorgestellt hatten. Der Laden begann zu laufen, und wenn es so weiterging, würden sie irgendwann aus den roten Zahlen herauskommen. Sie hatten weiterhin viel Verbesserungspotenzial, und die beste Tauchbasis Südostasiens waren sie sicher auch noch nicht. Aber sie machten Fortschritte.

Polo war stolz auf diese Entwicklung, und auch auf seine Angestellten. Sie hatten gut zusammengearbeitet, viele Schwierigkeiten bewältigt und dabei sogar oft Spaß gehabt. Nun freuten sie sich über die ersten Erfolge. Im Laufe der letzten Monate waren sie tatsächlich zu einer Art Familie zusammengewachsen. Polo spürte, dass das allen viel bedeutete und sie motivierte, auch ihn selbst.

Die Grillparty machte er deshalb zu einem wöchentlichen Anlass mit zahlreichen Gästen. Neben den Angestellten selbst kamen auch Verwandte und Freunde sowie andere Leute aus dem Dorf, und oft einige Taucher. Polo lud zudem immer wieder lokale Schlüsselpersonen ein, den Bürgermeister und die Geschäftsführer der benachbarten Hotels. Er ließ auf seine Kosten Essen und Getränke bereitstellen, aber die meisten Gäste brachten selbst etwas mit, und alles wurde in philippinischer Manier großzügig geteilt.

Inzwischen hatte sich Polo auch wieder mit Jo versöhnt. Der Schotte hatte seine dunklen Seiten, aber wer hatte das nicht, und sonst war er ein anständiger Kerl. Wenn man ihn brauchte, konnte man auf ihn zählen, zumindest wenn er nicht betrunken war. Er war ein hervorragender Taucher und

kannte die lokale Unterwasserwelt wie kein anderer. Auch als Tauchlehrer kam er sehr gut an, wenn er nicht zu verkatert war. Was ihm an Höflichkeit fehlte, machte er mit seinem Hochland-Humor wett. Polo schätzte besonders, dass er ihm unverblümt seine Meinung sagte.

Seit die Tauchbasis besser lief, zog Polo ab und zu mit Jo um die Hütten. Manchmal ließen sie sich von einer Bangka nach Roxas bringen, wo es einige gut besuchte Sing-alongs gab, die philippinische Version einer Karaoke-Bar. Falls Jo am späteren Abend laut wurde oder mit einem leichten Mädchen anbandelte, trank Polo aus und nahm sich eine Bangka nach Hause. Aber oft amüsierten sie sich auf Coralia selbst, in den Restaurants und Bars der drei Hotels. Da sie ja auch ein wenig dazu dienten, die Beziehungen zu den dortigen Angestellten und Gästen zu pflegen, nannten sie diese Abende Geschäftsausflüge.

Auf einer solchen Runde waren sie zu später Stunde wieder mal in der Tiki-Bar gelandet, wo auch sonst. Als Jo die Toilette aufsuchen musste, bemerkte Polo auf der gegenüberliegenden Seite der hufeisenförmigen Theke Eileen, wieder mit Maggie und Schirmchen-Drinks. Hinter ihnen das in Mondlicht getauchte Meer. Polo war sofort hellwach. Er hatte Eileen seit dem ersten Mal vor einigen Monaten nicht mehr gesehen und nahm an, dass sie nicht auf Coralia lebte, sondern nur gelegentlich zu Besuch kam.

Er musste sofort handeln. Bevor sich jemand auf den freien Barhocker neben ihr setzte. Und bevor Jo zurückkam. Die beiden Frauen waren in ein Gespräch vertieft und hatten ihn vermutlich noch gar nicht gesehen. Deshalb duckte er sich, schlich hinter den anderen Gästen zu ihrer Seite der Bar und setzte sich.

«Oh, hallo Eileen», sprach er sie an. Spontan und locker.

«Oh, hallo.» Sie blickte kurz zu ihrer Sitznachbarin, dann wieder zurück. «Dein Name ist Polo, nicht wahr?»

«Richtig. Freut mich, euch zu sehen.» Er sah Eileens Bekannte an. «Hallo Maggie.»

«Guten Abend.» Sie lächelte höflich.

«Wie geht es euch?», wandte sich Polo wieder an Eileen.

«Ganz gut», erwiderte sie gedehnt. «Bisher.»

«Tut mir leid, wie sich mein Kumpel bei unserer letzten Begegnung benommen hat. Er ist eigentlich ein anständiger Kerl, aber er war ziemlich betrunken.»

«Naja.»

Polo sah, dass Jo wieder auf seinem Barhocker saß. Er schien sie gerade erspät zu haben und machte Anstalten, sich zu erheben. Polo gab ihm mit einer kurzen Grimasse zu verstehen, dass er bleiben sollte, wo er war. Jo grinste und setzte sich wieder.

«Es tut mir wirklich leid. Ich wollte mich schon lange bei dir entschuldigen, habe dich aber nicht mehr gesehen. Weshalb?»

«Ich war viel beruflich unterwegs. Auf Palawan, in Manila, dann eine Weile in England, und schließlich wieder auf Palawan.» Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: «Und wenn ich auf Coralia bin, mache ich nicht gerade jede Nacht Party in der Tiki-Bar.»

«Ich auch nicht. Momentan allerdings ziemlich oft. Auch aus beruflichen Gründen. Ich mag diese Strandbar, und sonst ist ja nicht so viel los hier auf der Insel. Ich wohne und arbeite gleich nebenan.»

«Ach so.» Sie machte Anstalten, sich wieder Maggie zuzuwenden, hielt aber inne. «Aus welchen beruflichen Gründen treibst du dich in dieser Bar rum?»

«Ich führe die kleine Tauchbasis dort drüben, das Swiss Chalet. Dieses Hotel ist einer unserer Geschäftspartner, und viele der Gäste hier sind auch unsere Kunden. Was machst du?»

«Umweltschutz.» Sie machte eine kurze Pause und fuhr mit vorwurfsvollem Blick aber lächelnd fort: «Unter anderem versuchen wir, die vom Tauchtourismus verursachten Schäden in Grenzen zu halten.»

«Autsch, Volltreffer», sagte Polo mit schmerzverzerrtem Gesicht, ergänzte dann aber: «Wir bemühen uns sehr um den Erhalt einer gesunden Unterwasserwelt. Zurzeit setzen wir zum Beispiel an möglichst allen Tauchplätzen Bojen, um keinen Anker werfen zu müssen. Zudem achten wir darauf, dass die Touristen Unterwasser nichts anfassen oder mit den Flossen kaputt machen. Abgesehen davon bringen unsere Gäste immerhin Geld auf die Insel, das nützt auch den Bewohnern.»

«Vor allem, wenn die Gewinne ins Ausland fließen.»

«Bei gewissen Resorts vielleicht. Aber die Einnahmen meiner Tauchbasis und der Pensionen hier bleiben im Land. Und viele Einheimische haben bei mir oder den Hotels einen Job. Ein Einkommen, mit dem sie ihre Familien durchbringen können. Dafür müssen sie keine Fische, Langusten oder Oktopusse fangen.»

«Einverstanden», stimmte sie zu. «Der Tourismus bringt eben Gutes und Schlechtes für die Insel und ihre Bewohner.»

«Das sehe ich auch so. Und die gravierendsten Umweltschäden werden sowieso nicht durch den Tauchsport selbst, sondern durch die Hin- und Rückreise verursacht. Ähnliches gilt ja auch für Kultur- und Städtereisen, Badeferien und Businessstrips.» Er machte eine kurze Pause und fuhr mit boshafem Lächeln fort: «Wo warst du kürzlich überall? Palawan, Manila, England und dann wieder Palawan?»

«Autsch, Volltreffer», sagte nun Eileen mit schmerzverzerrtem Gesicht.

Sie mussten beide lachen.

«Du hast gesagt, du seist Engländerin?»

«Ich habe einen britischen Pass.» Da Polo nichts dazu sagte, fuhr sie fort: «Jetzt fragst du dich sicher, wie ein Schlitzauge zu einer so begehrten Nationalität kommt?»

«Pässe und Hautfarben sind mir egal. Ich habe bis vor kurzem als Schweizer in London gelebt. Dort gibt es ja viele Asiaten mit englischer Staatsbürgerschaft und ganz verschiedenen Lebensgeschichten.» Er lächelte. «Wie lautet denn deine?»

Nach einem kurzen Blick zu Maggie, die ihrer Unterhaltung schweigend gefolgt war, schaute sie ihn nachdenklich an. «Nur so viel: Mein Vater war als Diplomat der britischen Krone einige Jahre in Manila stationiert. Durch die Arbeit hat er dort meine Mutter kennengelernt, eine Filipina. Sie haben geheiratet und sind später nach England gezogen, wo ich geboren wurde.»

«Ach so. Dann ist Maggie wohl eine Verwandte von dir?»

«Nein», lachten sie beide und schauten sich kurz an, wobei sich Maggie wieder die Hand vor den Mund hielt.

«Wir arbeiten zusammen», erklärte Maggie mit leichtem philippinischem Akzent.

«Guten Abend die Damen», mischte sich Jo ein, der plötzlich hinter den beiden Frauen stand.

Mit eingefrorenem Lächeln erwiderten sie seinen Gruß.

Ein wenig schwankend steckte sich Jo eine Zigarette in den Mund und bot ihnen eine an, worauf sie beide den Kopf schüttelten.

Polo versuchte die Situation zu retten, indem er auf die leeren Gläser zeigte und fragte: «Nochmal dasselbe?»

Die beiden blickten sich kurz an, dann lehnte Eileen dankend ab. «Wir wollten sowieso gerade gehen. Wir müssen morgen früh raus.» Sie standen auf und wünschten Polo eine gute Nacht.

«Gute Nacht», erwiderte er, «sieht man sich mal wieder?»

«Bahala Na», lächelte Eileen, «wenn Gott so will.»

«Spielverderber», zischte er Jo zu, als sie weg waren.

Der Schotte hob die Hände. «Nichts gesagt, nichts getan.»

«Warum bist du nicht dort drüben sitzen geblieben?»

«Wurde mir zu langweilig. Bin ich etwa ein Aussätziger?»

«Nach deiner dummen Anmache kürzlich wollen die beiden nichts mehr von dir wissen. Du Tölpel hast sie wieder verscheucht.»

«Nun denn», lallte Jo, «es gibt ja noch andere Mädels.»

«Nicht für mich!», fuhr ihn Polo an. «Ich meine ...»

Jo hob amüsiert die Augenbrauen und spitzte die Lippen.

«Ach, was soll's», seufzte Polo und bestellte zwei Biere.

Es sollten an dem Abend nicht die letzten sein.

Am nächsten Morgen erwachte Polo mit einem Brummschädel und nahm den Tag frei. Das Beste gegen einen Kater und üble Laune war für ihn etwas Zeit allein Unterwasser. Er wartete, bis Jo und die Gäste mit der *Dreaming Bird* zum Halbtagestrip aufgebrochen waren und fuhr dann mit der *Sleeping Butterfly* los.

Er wollte mal wieder seinen Lieblingstauchplatz besuchen, das kleine Riff im Kanal zwischen Coralia und der unbewohnten Nachbarinsel. Um nicht bei jedem seiner Besuche ankern zu müssen, hatte er auch dort inzwischen eine Boje legen lassen. Das schonte den Meeresgrund und verringerte das Risiko, bei der Rückkehr von seinem Solo-Tauchgang kein Boot mehr vorzufinden.

Nachdem er die *Sleeping Butterfly* festgezurt hatte, zog Polo seinen 3-mm-Shorty an – der bein- und ärmellose Neoprenanzug reichte völlig bei der Hitze. Da er nun in der prallen Sonne saß und keinen Fahrtwind mehr hatte, schwitzte er in Kürze wie in der Sauna, und das Brummen in seinem Schädel wurde unerträglich. Hastig zog er die restliche Ausrüstung an

und ließ sich rücklings über die Bordkante fallen. Das Wasser war nur wenig kühler als die Luft, wirkte aber dennoch erfrischend. Polo tauchte ab auf 30 Meter Tiefe und folgte dann der üppig bewachsenen Korallenwand, von der er inzwischen jeden Quadratzentimeter kannte, mitsamt den Bewohnern. Sein kleines Paradies, sein Refugium. Er schwamm eine Weile gegen die Strömung, allmählich aufsteigend, und dann auf geringerer Tiefe wieder zurück. Seine Laune besserte sich mit jedem Atemzug. Schon nach einigen Minuten waren seine Kopfschmerzen verschwunden, und er konnte den Tauchgang genießen.

Die meisten Tiere waren an den üblichen Plätzen mit ihren üblichen Aktivitäten beschäftigt. Alltag im Riff. Die einzige Überraschung war ein sonst eher nachtaktiver Oktopus. Außerdem fiel Polo auf, dass der größte der drei Napoleon-Lippfische fehlte, die sich normalerweise dort aufhielten. Wahrscheinlich im Urlaub, grinste Polo in seinen Lungenautomaten, während er in unmittelbarer Nähe der Bangka seinen Sicherheitsstopp einlegte. Um einem Dekompressionsunfall vorzubeugen, machte er vor jedem Aufstieg zur Wasseroberfläche mindestens fünf Minuten Pause auf fünf Metern Tiefe. Deshalb kannte er die Korallenformationen in der Nähe der Boje besonders gut. Kurz bevor er auftauchen wollte, hatte er das unbestimmte Gefühl, dass an einer Stelle vor ihm etwas nicht stimmte.

Er schwamm hin und sah dort etliche Korallenstücke im Sand liegen. Gleich darüber klaffte ein riesiges Loch im Riff. Polo sah sich um, aber er konnte keine weiteren Schäden entdecken. Was war hier geschehen? Es sah nicht so aus, als hätte ein Sturm diese lokal begrenzte Zerstörung verursacht, und auch weder Strömung noch Seegang. War sie das Werk von Tieren? Weißspitzen-Riffhaie bei der costa-ricanischen Insel Cocos und auch im Fakarawa-Atoll in Französisch-Polynesien

waren zum Beispiel dafür bekannt, dass sie bei der nächtlichen Jagd im Rudel in einen Fressrausch geraten konnten. Wenn sie dann gemeinsam einer Beute nachstellten, die zwischen den Korallen Zuflucht gesucht hatte, zerstörten sie in wilder Raserei ganze Riffabschnitte. Das könnte hier der Fall gewesen sein, dachte Polo. Unglaublich, was die Kerle für einen Schaden angerichtet hatten. Plötzlich fiel ihm auf, dass die Korallen um das Loch herum ausgebleicht waren, also so gut wie tot. Mit Raubfischen konnte das nichts zu tun haben. Außerdem gab es hier ja leider kaum noch Haie. Merkwürdig, dachte er, während er zur Bangka aufstieg, noch nie so was gesehen.

«Wie groß war das Loch?», fragte Jo und schaute von dem Atemregler auf, den er gerade reparierte.

Polo zeigte mit seinen Händen einen Abstand von etwa einem Meter.

«Und sonst keine Schäden in dem Riffabschnitt?»

«Nein, nur an der einen Stelle.»

Jo biss sich nachdenklich auf die Unterlippe. «Da ist wohl wieder mal eine Meerjungfrau aus dem Riff ausgebrochen», folgerte er schließlich und widmete sich wieder dem Automaten.

«Sehr witzig. Ich dachte zuerst an Riffhaie im Fressrausch. Wenn da nicht die ausgebleichten Korallen gewesen wären.»

Jo hantierte noch einen Moment mit dem Schraubenzieher, dann drehte er sich um und lehnte sich an die Werkbank.

«Klingt nach Zyanid.»

Polo schaute ihn fragend an.

«Zyanidfischerei. Auf den Philippinen schon lange illegal, wird aber fleißig weiter betrieben. Wie das Fischen mit Dynamit.»

«Weshalb dann die abgebrochenen Korallen und das Loch?»

«Zyanid wird hier nicht nur verwendet, um kleine Zierfische zu betäuben, einzusammeln und an Aquarienliebhaber zu schicken, sondern auch für stattliche Speisefische. Zackenbarsche, Napoleon-Lippfische und so weiter. Diese Delikatessen erzielen in den chinesischen und japanischen Restaurants der asiatischen Metropolen Höchstpreise, wenn sie lebend angeboten werden. Sie werden in Aquarien im Restaurant ausgestellt, und der Gast zeigt mit seinem Finger auf das gewünschte Exemplar. Dann wird geschlachtet, gekocht, gefuttert, und am Ende ein erhebliches Sümmchen bezahlt. Viele Asiaten glauben, dass sie sich so die Lebensenergie des frisch getöteten Fisches einverleiben können.»

«Und wie genau werden diese Riesenapparate gefangen?»

«Das Zyanid wird in eine Labor-Spritzflasche aus Plastik gefüllt. Um einen großen Fisch zu betäuben, müssen ihn die Jäger richtig einnebeln, ihm das Gift praktisch ins Gesicht sprühen. Dazu müssen sie ganz nah ran. Das geht am besten, wenn der Fisch zwischen den Korallen Schutz gesucht hat, zum Beispiel um zu pennen, und sich in Sicherheit wähnt. Die Korallen um ihn herum werden natürlich ebenfalls mit Zyanid eingenebelt. Für die winzigen Korallenpolypen ist die Konzentration tödlich, deshalb die Bleiche. Um schließlich an das betäubte Beutetier heranzukommen, müssen die Jäger die Korallen mit Werkzeug wegbrechen. Dann können sie den Fisch rausziehen und in einen an der Oberfläche wartenden Wassercontainer stecken. Den bringen sie zum Händler, wo die Fische in Transportbehälter umgeladen werden. Und ab geht die Reise zum Gourmet-Tempel in Tokyo.»

«Du kennst doch die drei Napoleon-Fische, die sich immer dort rumtreiben?», fragte Polo. «Der größte war heute weg.»

Jo nickte. «Den wirst du vielleicht nicht mehr zu Gesicht bekommen. Außer du planst einen Feinschmecker-Trip.»

«Diese Dreckskerle.»

«Üble Sache. Vor allem schnappen sie sich genau die Arten, deren Bestände schon stark geschrumpft sind. Für die kriegen sie am meisten Kohle. Aber nur, wenn sie sie lebend abliefern, dafür das Zyanid. Weshalb gleichzeitig das Riff draufgeht.»

«Mein kleines Riff», seufzte Polo.

«Richtig: dein kleines Riff. Und vorher schon viele andere kleine und weniger kleine Riffe. Und weitere werden folgen.»

«Verdammt Mist. Ist so was in der Gegend um Coralia schon mal vorgekommen? Hier in unserem Tauchgebiet?»

«Im Laufe der Jahre bin ich auch schon auf Spuren illegaler Fangmethoden gestoßen, allerdings eher von Dynamitfischerei. Aber verglichen mit anderen Orten sind wir bisher verschont geblieben. Deshalb ist die Unterwasserwelt ja ziemlich intakt. Und weil es hier noch mehr Fisch gibt als andernorts, können die Einheimischen auf traditionelle Art und Weise noch genug fangen, um ihre Familien durchzubringen. Aber auch hier nehmen die Bestände rapide ab. Die Bevölkerung wächst, und die Ansprüche steigen. Alle wollen essen, die Kinder in die Schule schicken, einen Generator, ein Mobiltelefon und vielleicht einen eigenen Fernseher. Das kostet Geld. Dafür muss man viele Fische fangen. Es ist ein Teufelskreis. Wenn legale, einigermaßen nachhaltige Methoden nicht mehr genug einbringen, dann greifen die Leute eben zu illegalen, und plündern damit das Meer. Aber es geht um das Wohl der Familie, ohne Einschränkungen. Deshalb ist zu befürchten, dass die destruktiven Fangmethoden immer mehr zu- und die Fischbestände abnehmen.»

Sie blieben noch eine Weile sitzen und hingen ihren trüben Gedanken nach. Dann zog sich Polo in seine Hängematte zurück. Er wollte mit diesem Tag nichts mehr zu tun haben.

Ruben

Die Reparatur des angebrochenen Auslegers war tatsächlich nicht sehr aufwendig gewesen, und die *Talisin* stand schnell wieder zur Verfügung. Ruben fuhr nun jeden Tag noch vor Morgengrauen mit Tata und seinen Leuten raus. Oft jagten sie bei ihrem Stamm-Atoll, wo noch ziemlich viel Fisch stand. Aber auch dort wurde es immer schwieriger, lohnenswerte Schwärme zu finden. Deshalb versuchten sie ihr Glück auch an anderen abgeschiedenen Stellen, wo die Gefahr nicht allzu groß war, von der Küstenwache oder anderen Fischern erappt zu werden. Wirklich reiche Fischgründe waren schwer zu finden, aber mit dem Dynamit holten sie trotzdem meistens einen ansehnlichen Fang an Bord. Ihre neuste Entdeckung war das kleine Riff in dem Kanal zwischen Coralia und der unbewohnten Nachbarinsel. Dank Tiefe und Strömung gab es dort reichlich Fisch, auch Arten mit hohem Marktwert.

Sobald sie sich am Nachmittag jeweils auf den Rückweg machten, versuchte Ruben andere für einen abendlichen Beutezug zu gewinnen. Er musste sie schnell überzeugen, denn bald schon waren alle angetrunken und zu nichts mehr zu gebrauchen. Wenn er einige nüchterne Leute zusammengebracht hatte, trafen sie sich nach Sonnenuntergang wieder am Strand und machten die *Talisin* flott. Sie installierten alte Scheinwerfer im Bug, um den Meeresgrund auszuleuchten, warfen den Kompressor an und kreuzten langsam durch die nächtlichen Riffe. Die Luftschläuche zwischen den Zähnen harpunierten die Taucher Tintenfische und andere nachtaktive Tiere. Viele wurden vom Licht der Scheinwerfer angelockt und präsentierten sich wie lebende Zielscheiben. Tagaktive Tiere wie die bunten Papageienfische, die sich nur ungenügend versteckt in Riffnischen zum Schlaf gelegt hatten, spießten sie

einfach auf und steckten sie in ihre Handnetze. Das war wie Mangos pflücken.

Wie alle Fischer wusste Ruben, dass die Kompressorjagd verboten war. Aber die Patrouillenboote der Küstenwache kamen nachts nie bis in die Gewässer um Pescora und Coralia. Im Unterschied zu vielen Berufskollegen hatte er diese Fangmethode genau wie die Dynamitfischerei dennoch abgelehnt, da sie die Riffe leerräumte und den Tieren keine Chance ließ. Aber jetzt waren ihm diese einträglichen Beutezüge als Zusatzverdienst sehr willkommen. Wenn er Tong retten wollte, musste er alle Vorbehalte verdrängen. Einmal war er sogar mit einem seiner neuen Freunde mitgefahren, der sich mit Zyanid auskannte. Ihre Beute, neben anderen stattlichen Speisefischen ein Napoleon, hatten sie für unglaublich hohe Preise verkaufen können.

Auch seine Zweifel an Geisteraustreibungen hatte er ja beiseitegeschoben. Tongs Zustand hatte sich seit der Zeremonie zwar kein bisschen gebessert, aber vielleicht kam das ja noch. Auf jeden Fall hatte der Besuch des Priesters Malyn beruhigt, das war auch sehr wichtig. Und Ruben ging einig mit ihr, dass sie alles unternehmen mussten, was Tongs Heilungschancen nur schon ein klein wenig erhöhte.

Inzwischen war Malyn schon lange nicht mehr zu Hause auf Pescora gewesen. Sie kümmerte sich weiterhin liebevoll um ihren Sohn. Immer wieder fuhr jemand aus ihrer Familie oder dem Freundeskreis zu ihr nach Puerto, um sie und Evelyn zu unterstützen.

Auch Ruben besuchte sie, wann immer er konnte, besonders, wenn die *Talisin* wegen schlechtem Wetter oder aus anderen Gründen nicht ausfahren konnte. Neben den täglichen Telefongesprächen waren diese Treffen die einzigen Lichtblicke im Leben der beiden Eheleute, die sonst voneinander getrennt um die Gesundheit ihres Sohnes und das Wohl der

Familie kämpften. Bei jedem Wiedersehen staunte Ruben, wie dick und rund Malyns Bauch in seiner Abwesenheit geworden war. Und obwohl sie gefühlsmäßig und körperlich stark gefordert wurde und sich täglich im Hospital unter Kranken aufhielt, blieb sie gesund und die Schwangerschaft verlief ziemlich unproblematisch. Er war sehr stolz auf seine tapfere Frau und spürte, dass sie für ihn dasselbe empfand.

Polo

Die Beschädigung seines kleinen Riffs schlug Polo auf die Stimmung. Sein Paradies war bedroht, sein Refugium, seine kleine heile Welt. Einige Tage später fuhr er nochmals hin, um den Schaden zu begutachten. Vielleicht war der große Napoleon ja wieder da, und das Ganze war nur halb so schlimm.

Als er in den Kanal einbog, sah er, dass bereits eine andere Bangka in der Nähe seiner Boje lag. Hoffentlich keine Taucher, dachte er, denn gelegentlich kamen Touristen von anderen Inseln oder von Tauchsafaris zu Besuch, und Polo wollte seine Ruhe.

«Du Schweizer Pinkel», neckte ihn Jo manchmal, «du tust ja so, als ob dieses Riff dir allein gehöre.» Da hatte Jo nicht ganz unrecht, gestand sich Polo ein. Aber er hing so sehr an dem Tauchplatz, dass er ihn am liebsten allen Fremden verboten hätte.

An diesem Tag musste er sich allerdings keine Sorgen machen, denn die andere Bangka startete sofort den Motor und fuhr weg. Als er ankam, hatte er sein kleines Paradies für sich allein.

Polo tauchte direkt zu der bewussten Stelle. Da sich dort nichts verändert hatte, schwamm er immer größere Kreise

und sah sich die Korallenformationen genau an. Keine weiteren Schäden.

Und die Napoleon-Familie? Polo folgte der Korallenwand in tieferes Wasser und fand sie an der üblichen Stelle. Gemächlich kamen sie dicht an ihn heran, beäugten ihn und drehten dann gelangweilt ab. Aber nur zwei. Der größte war nirgends zu sehen.

Da der Druck seiner Pressluftflasche bereits auf 50 Bar gesunken war, stieg Polo langsam zum Riffdach auf. Er wollte im seichten Wasser zur Boje zurückschwimmen, so brauchte er weniger Luft. Auf halbem Weg bemerkte er, dass sich am Grund etwas bewegte und immer wieder silbern im Sonnenlicht aufblitzte. Er schwamm hin und sah eine Makrele, die im Sand herum zappelte, offensichtlich dem Ende nahe. Das tägliche *stirb und werde*, dachte er in Erinnerung an das Goethe-Zitat. Dieses Ökosystem zeigte dem Beobachter auf engstem Raum gleichzeitig Fressen und Gefressen werden, Fortpflanzung und Geburt, und gleich daneben den Tod.

Da fiel ihm eine weitere Makrele auf, nur zwei Meter neben der ersten. Dieser Fisch zappelte nicht mehr, er hatte es wohl schon hinter sich. Gleich daneben lag noch einer, halb zerfetzt. Auch in der Hirschgeweih-Koralle steckten zwei kopfüber zwischen den Ästen. Und einer lag gleich davor, der zappelte auch wie wild. Überall lagen tote und halbtote Fische, große und kleine, Makrelen und andere Arten. Es sah aus, als hätte eine Bombe eingeschlagen.

Und genau das war hier wohl geschehen, dämmerte ihm. In der Bangka vorhin waren keine Taucher gewesen, sondern Dynamitfischer. Vermutlich hatten sie kurz vor seiner Ankunft eine Ladung hochgehen lassen und er hatte sie beim Einsammeln der Beute gestört. Die Explosion hatte er vielleicht einfach nicht gehört, weil er noch mit seinem knatternden Außenborder der anderen Seite der Insel entlang getuckert war.

Polos Pressluftflasche war beinahe leer, und er schwamm zurück zur Boje. Er kletterte in die Bangka und spähte in alle Richtungen. Das andere Boot war nicht mehr zu sehen. Er legte die Ausrüstung ab und stützte seinen Kopf in die Hände. Als die Sonne das Salzwasser von seiner Haut getrocknet hatte, startete er den Motor und machte sich auf den Heimweg.

«Offensichtlich ist der Fischreichtum in deinem kleinen Riff auch anderen aufgefallen», sagte Jo und setzte sich auf einen der Stühle vor der Tauchbasis. Es war kurz vor Sonnenuntergang, und die Gäste der Nachmittagstour hatten sich soeben verabschiedet.

«Dort wird es bald keine Fische mehr geben, wenn die so weitermachen.» Polo setzte sich rittlings auf einen Stuhl neben Jo. «Zackenbarsche, Napoleone und so weiter holen sie mit Zyanid raus, die Schwärme mit Dynamit. Und dabei gehen gleich auch noch die anderen Fischarten drauf, sowie der Nachwuchs und die Korallen.»

«Traurig, aber wahr.» Jo stand auf und verschwand im Büro. Kurz darauf kam er mit zwei Flaschen San Miguel zurück.

Polo schüttelte den Kopf. «Für mich nicht, danke.»

«Nimm», beharrte Jo, «du brauchst jetzt ein Bier.»

Polo griff zu, und sie stießen mit düsteren Mienen an.

«Es geht ja nicht nur um mein kleines Paradies. Die werden das ganze Gebiet leerräumen. Den Laden hier können wir dann gleich dicht machen. Alles, was wir aufgebaut haben.»

«Eine Tragödie», stimmte Jo zu. «Wir sitzen mitten im weltberühmten Korallendreieck mit seinen herrlichen Riffen und der größten Biodiversität des Planeten und müssen zuschauen, wie alles von Menschenhand kaputt gemacht wird.»

«Eine Umweltkatastrophe. Und wieder mal sind es nur einige Abtrünnige, die sich auf Kosten aller anderen nicht

an die Regeln halten. Sie zerstören ein ganzes Ökosystem, und damit zugleich auch die Existenzgrundlage aller legalen Fischer und der Angestellten der Tourismusbranche.»

«Die Korallenriffe und die Fischbestände werden allerdings bereits durch legale Methoden bis ans Limit ausgebeutet, besonders durch die industriellen Fangflotten. Dazu kommen Gewässerverschmutzung, Klimaerwärmung, saurer Regen und nicht direkt menschengemachte Stressfaktoren wie Taifune, Seebeben, El Niño und so weiter. Das darf man nicht vergessen.»

«Das ist alles schon schlimm genug. Aber die destruktive Fischerei gibt dem angeschlagenen Ökosystem den Rest.»

«Das ist wohl leider ein unaufhaltsamer Prozess.»

Sie beobachteten stumm, wie die untergehende Sonne den Horizont berührte und einige Minuten später dahinter verschwand. Ein überwältigendes Naturschauspiel, wie jeden Abend, seit Jahrmillionen. Wunderschön, erhaben, makellos.

Schweigend blieben sie sitzen und leerten ihre Bierflaschen.

«Meinst du?», fragte Polo plötzlich in die Stille hinein.

«Ob ich was meine?»

«Ist dieser Prozess wirklich unaufhaltsam?»

«Was willst du dagegen tun?»

«Ich weiß nicht. Was tun die zuständigen Behörden?»

«Nichts. Oder jedenfalls viel zu wenig. Zum einen fehlt ihnen die Kohle, zum anderen gibt es da Interessenkonflikte. Korrupte Politiker, verwandtschaftliche Verflechtungen und so fort.»

«Und die Umweltschutzbewegung?»

«Es gibt einige interessante Projekte. Aber die wirken wie der berühmte Tropfen auf dem heißen Stein.»

Sie schwiegen wieder einen Moment.

«Noch ein Bier?», fragte Jo und erhob sich.

«Nein danke», murmelte Polo. «Ich habe genug. Ich verziehe mich mal in die Hängematte.»

Er war plötzlich unheimlich müde.

Am nächsten Morgen brachte Polo in Erfahrung, dass die internationale Umweltschutzorganisation BlueGreenPlanet in Puerto Princesa ein Büro für Riff- und Meeresschutz unterhielt. Auf der Homepage waren mehrere Projekte an der Küste Palawans beschrieben, vor allem maritime Naturreservate. Er rief dort an und fragte, ob ihm jemand Informationen über destruktive Fischerei in der Gegend von Coralia geben könne. Er habe Glück, sagte man ihm, Projektleiter und Meeresbiologe Dr. Jennings befinde sich gerade mit dem Zodiak auf dem Weg zum Zabriskie Point am Nordende der Insel, um dort die Voraussetzungen für ein Schutzgebiet abzuklären. Dr. Jennings sei mit den lokalen Verhältnissen bestens vertraut und der ideale Ansprechpartner.

Der Zabriskie Point befand sich auf dem Weg zu Polos Riff. Er stieg in die *Sleeping Butterfly* und zehn Minuten später sah er bereits das Schlauchmotorboot am Strand liegen. Aber weit und breit kein Dr. Jennings. Vielleicht war er ja im Wasser. Polo landete seine Bangka neben dem Zodiak und setzte sich in den Schatten einer Palme. Er wollte warten, bis dieser Meeresbiologe auftauchte.

Nach einer halben Stunde bemerkte er Luftblasen an der Wasseroberfläche, die langsam näherkamen. Kurz darauf streckte zehn Meter vom Strand entfernt ein Taucher den Kopf aus dem Wasser. Polo stand auf und ging ihm entgegen. Der Taucher, oder vielmehr die Taucherin, zog die Flossen aus und watete an Land. Nun erkannte Polo das Muttermal über der Maske.

«Was machst du denn hier?», fragte Eileen, als sie vor ihm stand und die Taucherbrille abgestreift hatte.

«Ich suche einen Dr. Jennings.»

«Den hast du somit gefunden.»

Sie warf Maske und Flossen ins Zodiak und drehte Polo den Rücken zu. Er nahm ihr die Flasche ab. Etwas verlegen sah er ihr dabei zu, wie sie ihren schlanken Körper aus dem Neopren schälte.

«Und was willst du von Dr. Jennings?», fragte sie und zog das Gummiband vom Pferdeschwanz. Sie schüttelte den Kopf hin und her, um die nassen Haare zu lösen, die jetzt schwarz in der Sonne glänzten. «Oh, tut mir leid», entschuldigte sie sich mit unterdrücktem Lächeln, als sie sah, dass Polo einige Tropfen abbekommen hatte.

«Ich interessiere mich für Zyanid- und Dynamitfischerei in der Gegend. Deine Leute haben mir gesagt, du seist darin Expertin.»

«Na ja, ich arbeite schon eine Weile auf diesem Gebiet.»

«Hast du einen Moment Zeit? Ich hätte da einige Fragen.»

Sie schaute auf den Tauchcomputer an ihrem Handgelenk und hob die Augenbrauen mitsamt dem Muttermal. «Nicht, dass ich nichts zu tun hätte, aber OK. Wir können uns ja dort drüben in den Schatten setzen.» Sie deutete auf das Treibholz, von dem Polo gerade aufgestanden war.

Sie setzten sich nebeneinander auf den verwaschenen Baumstamm und blickten aufs Meer hinaus.

Polo hob vorsichtig ein Schneckengehäuse vom Sand auf und drehte es um. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass kein Einsiedlerkrebs darin wohnte, begann er damit herumzuspielen. Er suchte nach einem Einstieg ins Thema.

«Du willst also mit Dynamit und Zyanid fischen gehen?», half sie ihm. «Wirft die Tauchbasis nicht genug ab?»

«Nein, natürlich nicht», lachte Polo, «im Gegenteil.»

Sie schaute ihn fragend an.

Teil 3

Polo

Zwei Tage nach dem Schusswechsel fuhren Polo und Hein zu der kleinen Bucht. Sie eignete sich wirklich sehr gut für ihre Zwecke. Die Einfahrt war schmal und führte zwischen bewachsenen Felsvorsprüngen hindurch. Gleich dahinter ließ sich die *Sleeping Butterfly* festmachen, abfahrbereit und vom Meer aus nicht zu sehen. Auf dem einen Felsvorsprung konnten sie sich im Schatten der Palmen zwischen den Sträuchern verstecken und Ausschau halten. Eine herannahende Bangka würden sie dort oben schon von weitem erspähen, und Minuten später wären sie beim Boot und startklar.

Das Gewehr war schwer, und das Metall fühlte sich kalt an. Polo hatte seit seiner Dienstzeit in der Schweizer Armee vor vielen Jahren keine Waffe mehr in der Hand gehalten. Probe-weise legte er an und zielte auf einen Felsbrocken, aber ohne abzudrücken.

«Auf die Knarre kannst du dich verlassen», versicherte ihm Hein. «Ich habe sie persönlich ausprobiert. Die ist in Ordnung.»

Polo fragte lieber nicht nach, worauf Hein damit geschossen hatte, hoffentlich nur auf Zielscheiben. In der festen Absicht, es nicht wieder hervorzuholen, legte er das Gewehr zurück in die Kiste.

Nur mit ihren Ferngläsern bewaffnet kletterten sie auf den Felsvorsprung und überwachten bis Sonnenuntergang den Horizont. Keine einzige verdächtige Bangka, ausschließlich Fischerboote, die sie kannten, die meisten nicht viel größer als ein Kajak.

Zwei Wochen lang bezogen sie jeden zweiten Tag für einige Stunden ihren Beobachtungsposten auf dem Felsvorsprung, aber sie bekamen keine Dynamitfischer zu sehen. Mehrere Bangkas konnten sie nicht identifizieren, aber da sie nicht den geringsten Verdacht erweckten, lohnte es sich nicht, die Tarnung aufzugeben.

«Hast du die Unwetterwarnung gesehen?», fragte Polo Hein eines Abends am Telefon. «Übermorgen soll ein Taifun kommen.»

«Und zwar ein heftiger. Wird wohl ziemlich ungemütlich.»

«Dann können wir natürlich keine Wache schieben. Aber die Dynamitfischer werden sich ja ebenfalls nicht aufs Wasser wagen.»

«Sogar die Fische werden zu Hause bleiben.»

Das war nun schon der zweite Witz von Hein innerhalb nur weniger Wochen. Langsam wurde er Polo ein bisschen sympathisch. «Und morgen kommt Jo aus dem Krankenhaus.»

«Richtig, stimmt ja.»

Polo verknipte sich eine Bemerkung. Eileen und er hatten Jo seit der Einlieferung täglich besucht oder angerufen, Hein nicht ein einziges Mal.

«Lass uns doch morgen früh noch mal auf die Pirsch gehen», schlug Polo vor. «Und anschließend holen wir Jo ab. Du kannst dann gerne mit uns nach Coralia kommen, wo wir uns vor dem Taifun verschanzen.»

«Bei der Lauer bin ich dabei, aber nachher geh ich lieber zu mir nach Hause.»

«Abfahrt um vier? Dann können wir noch vor Tagesanbruch unser Versteck über der Bucht beziehen. Im Morgengrauen beißen die Fische am besten, heißt es. Vielleicht auch die Dynamitfischer.»

Es war noch stockdunkel, als sie auf den Felsen kletterten. Sie verzehrten ihren Proviant, tranken Tee aus Thermosflaschen und überwachten das nächtliche Meer. Als sich der Himmel aufzuhellen begann und die ersten Vogelstimmen zu hören waren, bemerkten sie in der Ferne ein schwaches Licht, das näherkam.

«Kannst du was erkennen?», fragte Polo.

«Die sind noch zu weit weg für die Lichtverhältnisse.»

«Ein Nachtsichtgerät wäre jetzt ideal.»

«Aber sie halten auf das kleine Riff zu.»

Beide starrten eine Weile schweigend durch die Ferngläser. Plötzlich zuckte Hein zusammen. «Das sind sie!»

«Meinst du?»

«Ich könnte schwören. Ich erkenne Typen und Bangka. Das Gesamtbild.»

«Das könnten sie tatsächlich sein. Aber es ist noch ziemlich dunkel, und sie sind weit entfernt.» Polo starrte so konzentriert auf das herannahende Boot, dass ihm die Augen schmerzten.

Hein setzte das Fernglas ab. «Wir müssen sofort los.»

«Geduld», mahnte Polo, der selbst unruhig wurde. «Lass uns noch warten, bis wir sie besser erkennen können.»

«Jetzt müssen wir handeln, nicht warten», keuchte Hein.

«Gerade wenn sie es sind, müssen wir warten. Wir wollen sie nicht verscheuchen oder abfangen, sondern am Tatort stellen.»

Hein hatte sichtlich Mühe, ruhig liegen zu bleiben.

«Und bitte vergiss nicht, was wir vereinbart haben: Wir fordern sie über Megaphon zu friedlichen Verhandlungen auf.»

«Ich lasse mich aber sicher nicht abknallen.»

«Die Waffen bleiben in der Kiste», sagte Polo, auch ein bisschen zu sich selbst. «Außer im Notfall. Sind wir uns da einig?»

«Alles klar.» Hein packte seine Sachen zusammen.

Boot und Besatzung sahen bei diesen Sichtverhältnissen wirklich aus wie die Typen, die Jo angeschossen hatten. Polo bemühte sich, das in ihm aufsteigende Gemisch aus Angst und Wut zu unterdrücken. Aber als die Bangka bei der Boje ankam und der Motor verstummte, konnte er sich nicht mehr zurückhalten. Sie kletterten zur *Sleeping Butterfly* hinunter und fuhren los, Hein am Steuer.

«Sie haben uns entdeckt», meldete der kurz darauf.

Polo spähte durch das Fernglas. Tatsächlich schien auf dem Boot plötzlich Aufregung zu herrschen. Die Männer liefen umher und gestikulierten. Gesetzestreue Fischer hätten beim Anblick einer Patrouille keinen Grund zur Hektik. Polo griff zum Megaphon.

«Wir kommen vom Swiss Chalet», schnarrte seine Stimme. «Bitte bleibt, wo ihr seid, wir möchten nur kurz mit euch sprechen.»

Einen Moment lang regte sich nichts mehr auf der Bangka. Dann sah Polo etwas in der Sonne aufblitzen. Einen Gewehr-
lauf?

«Ich glaube, wir sind noch außer Reichweite, aber duck dich lieber», riet er Hein und drehte sich zu ihm um. Der Holländer kauerte über der Pinne und hielt bereits sein Gewehr in der Hand.

«Leg das Ding weg!», fuhr Polo ihn an.

«Ich will bloß bereit sein für den Fall der Fälle.»

«OK. Aber achte darauf, dass sie die Kanone nicht sehen.»

«Wir möchten nur mit euch sprechen», wiederholte er durch das Megaphon. «Wir kommen mit friedlichen Absichten.»

In der Ferne knallte es und er sah Mündungsfeuer.

«Bitte nicht schießen!», erschallte seine blecherne Stimme erneut, «wir wollen nur reden.»

Eine Weile hörte er nur den Motor ihrer eigenen Bangka, die in vollem Tempo auf das fremde Fischerboot zu jagte.

Wieder krachte ein Schuss, nun deutlich näher. Wenn sie sofort abdrehen, blieben sie vielleicht außer Reichweite.

«Sofort umkehren. Halte nach backbord, aufs offene Meer.»

Sie rasten mit unverminderter Geschwindigkeit geradeaus.

«Dreh sofort um, Hein, wir müssen weg hier.»

Der Holländer tat so, als hätte er ihn nicht gehört.

Polo wollte gerade zu ihm ins Heck kriechen, da schlug gleich neben ihm eine Kugel in die Bordwand ein. Hein drosselte sofort das Tempo, machte die Pinne fest und feuerte zurück. Nun holte auch Polo sein Gewehr aus der Kiste. Gemeinsam beschossen sie das Fischerboot, wo nun ebenfalls eine zweite Waffe eingesetzt wurde. Polo bemerkte, dass sie schnell an Fahrt verloren. Wahrscheinlich hatte sich der Gasgriff gelöst, als Hein die Pinne losgelassen hatte, und bald schon tuckerte ihr Außenborder im Leerlauf vor sich hin. Vielleicht besser so, dachte er, denn sie waren der Bangka schon ziemlich nahegekommen.

Er schoss und schoss, ohne weiter darüber nachzudenken. Zwischendurch duckte er sich hinter die Bordwand. Er wusste zwar nicht, wie gut sie die Kugeln der offensichtlich uralten gegnerischen Flinten auf diese Distanz noch abwehrte, aber sie bot immerhin Sichtschutz. So konnte er nachladen, sich sammeln, und kurz darauf einen halben Meter neben seiner vorherigen Position wieder über der Bordkante auftauchen und weiter schießen. Er funktionierte nun wie eine Kampfmaschine, vollautomatisch, wollte nur noch überleben und die Angreifer fertig machen.

Nach einer Weile hörte er drei weitere Waffen auf der gegnerischen Seite, aber er konnte sie nicht sehen.

Er kauerte sich neben Hein, der gerade sein Gewehr nachlud. «Verdammt», rief er ihm zu, «das werden immer mehr.»

«Die Schüsse der neuen Kanonen kommen aus einer anderen Richtung.»

Hein spähte über die Reling und duckte sich schnell wieder. «Eine zweite Bangka, backbord voraus.»

Wie zur Bestätigung hörte Polo sogleich Gewehrfeuer von links, und dann wieder von vorne. Nach einem kurzen Blick über die Bordkante hatte er den Eindruck, dass nun ein Feuergefecht zwischen den beiden anderen Booten stattfand. Wer war ihnen da zu Hilfe gekommen? Waren sie gerettet? Die neue Bangka war viel größer als ihre eigene, und auch als diejenige der illegalen Fischer.

«Wer ist das? Kennst du die Leute, oder das Boot?»

Hein schüttelte den Kopf. «Keine Ahnung.»

«Egal. Die Feinde unserer Feinde sind unsere Freunde.»

Polo gab zwei Schüsse auf die Dynamitfischer ab, aber sofort wurden sie selbst von den Neuankömmlingen unter Beschuss genommen. Er ging auf die Knie und schaute fragend zu Hein, der aber nochmals den Kopf schüttelte. In einer kurzen Feuerpause wagte er einen Blick über die Bordkante und wurde sofort wieder beschossen.

Gemeinsam mit Hein feuerte er zurück. Nun schossen sie zusammen mit ihren ursprünglichen Gegnern auf die neue Bangka. Dort tauchten immer mehr Gewehre und Revolver auf, die ohne Unterbruch auf die beiden Boote gleichzeitig ballerten. Die Kerle mussten über zahlreiche Waffen und Schützen verfügen. Was waren das für Leute? Woher kamen sie, und was hatten sie vor? Wie Gesetzeshüter oder Ranger sahen sie jedenfalls nicht aus, und sie verhielten sich auch nicht so.

«Die kommen nicht von hier», keuchte Hein, als es einen Moment lang ruhig war. «Vielleicht Gegner der Dynamitfischer.»

«Und warum gehen sie dann auf uns los?»

«Keine Ahnung. Vielleicht, weil sie selbst illegal fischen und keine Patrouillen mögen. Konkurrenten von den anderen, aber auch nicht unsere Freunde.»

Wie zwei befeindete Banden in der Großstadt im Kampf um ein Revier, durchfuhr es Polo. Und sie selbst standen als Bürgerwehr allen anderen im Weg. Vielleicht war der bewaffnete Kampf um Fanggründe schon weiter fortgeschritten, als er gedacht hatte.

Kurz darauf ertönten von Backbord befehlsartige Rufe in der Landessprache Tagalog, gefolgt von weniger lauten Antworten vom Fischerboot. Eine Maschine sprang an, und Polo riskierte einen Blick über die Bordkante. Nur einen Steinwurf entfernt näherte sich die große Bangka der kleineren, deren Besatzung inzwischen mit erhobenen Händen an Deck stand. Mehrere Schüsse durchbrachen die Stille, und alle Fischer außer einem sackten in sich zusammen. Der Überlebende, ein kahlgeschorener junger Mann, flehte die Angreifer an und durfte schließlich an Bord klettern.

Polo blickte zu Hein, der die Szene ebenfalls mit weit aufgerissenen Augen verfolgt hatte. Sie waren dem feindlichen Boot zu nahe, um zu fliehen, und sie hatten zu wenig Feuerkraft, um sich zu wehren. Sie konnten nur abwarten und hoffen.

Der Motor heulte auf, und die Bangka fuhr langsam an, so dass sich die am Fischerboot festgezurrte Leine straffte. Mit einem kleinen Ruck setzte sich das Gespann in Bewegung, zu Polos Erleichterung weg von ihnen. Doch nach einigen Metern drehte die Bangka bei und hielt genau auf sie zu. Als sie dicht vor ihnen praktisch zum Stillstand kam, kippte die Maschine in den Leerlauf, und mehrere bewaffnete Gestalten erschienen im Bug.

«Waffen weg und Hände hoch», rief einer der Männer wie in einem Cowboy-Film, aber in schwer verständlichem Englisch.

Polo und Hein schauten sich kurz an, dann legten sie die Gewehre nieder und hoben ihre Hände über die Bordkante.

«Aufstehen.»

Sie taten, wie ihnen geheißen. Ohne Waffe und ohne Deckung fühlte sich Polo wie nackt.

Der Motor wurde abgestellt und man hörte nur noch leise die Wellen plätschern. Im Bug der Bangka standen fünf bewaffnete Männer, die aussahen wie stark verwaahloste philippinische Fischer. Drei von ihnen hatten ihre Köpfe mit Tüchern verhüllt, um sie gegen die Sonne oder sonst was zu schützen. Der in der Mitte hatte ein Stück Stoff als Stirnband um seine langen Haarsträhnen geschlungen, das Gesicht darunter war jugendlich. Der neben ihm trug einen dünnen Kinnbart und als einziger keine Kopfbedeckung.

«Was tut ihr hier?», ergriff der mit dem Stirnband das Wort.

«Wir sind Taucher», antwortete Polo.

Der Typ nuschelte etwas und sah sie fragend an.

«Wie bitte? Das habe ich nicht verstanden.»

Die vier anderen lachten den Sprecher aus und klopfen ihm auf die Schulter. Die Augen unter dem Stirnband funkelten wütend.

«Wo sind Tauchausrüstungen?», fauchte er.

«Wir haben keine dabei, da wir heute nicht ins Wasser gehen. Wir sind von der Tauchbasis Swiss Chalet auf Coralia und halten nur Ausschau nach neuen Tauchplätzen für unsere Gäste.»

«Und ihr beschießt euch mit Fischern? Seid ihr Amerikaner?»

«Ich bin Schweizer, und mein Freund hier Holländer.»

«Wo ist das?»

«In der Mitte von Europa.»

«Gebt uns euer Geld!»

«Ich habe kein Geld dabei.» Er schaute zu Hein.

«Ich habe etwas, aber nicht viel.» Hein deutete mit dem Kopf nach unten. «In der Hosentasche.»

Der Typ mit dem Stirnband richtete einige Worte Tagalog an einen der Vermummten, der sogleich in ihre Bangka sprang. Er hob die beiden Gewehre auf und reichte sie weiter. Dann tastete er Hein von Kopf bis Fuß ab und zog ein kleines Knäuel schmutziger Banknoten aus seiner rechten Hosentasche. Nachdem er das Geld ebenfalls weitergegeben hatte, wandte er sich Polo zu. In seinen Taschen fand er nichts, aber er nahm ihm die Omega ab, die sein Vater bis zu seinem Tod getragen hatte.

«Wer von euch ist der Boss?», fragte der mit dem Stirnband.

«Er ist Inhaber und Leiter der Tauchbasis», antwortete Hein.

«Und du? Wer bist du?»

«Ich bin nur ein gelegentlicher Mitarbeiter.»

Mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung richtete der Anführer sein Gewehr auf Hein und schoss ihm in den Bauch. Der Getroffene sackte mit einem leisen Seufzer in sich zusammen.

Polo schaute fassungslos auf Hein, der sich wimmernd neben ihm auf dem Boden krümmte. Nun war er dran.

«Du besitzt also Tauchbasis?»

«Richtig.» Bedeutete das Leben oder Tod?

«Und was noch?» Das Stirnband lächelte verächtlich.

Polo dachte fieberhaft nach. Was sollte er sagen?

«Bist reich?» Das Grinsen war verschwunden.

«Weder arm noch reich.»

«Aber hast Angestellte und mehrere Bangkas?»

«Zwei Bangkas.» Polo schmerzten die erhobenen Arme.

«Und hast ein Bankkonto.»

«Ja, schon. Das haben bei uns alle.»

«Haben Eltern Geld? Ist Familie reich?»

«Meine Eltern sind tot. Ich habe keine Verwandten mehr.»

Der offensichtliche Anführer redete auf seine Kumpane ein. Vermutlich musste er das Gesagte in die Landessprache über-

setzen. «Ihr Amerikaner seid alle reich», wandte er sich wieder an Polo, und seine Augen wurden zu Schlitzeln. «Auch wenn ihr es nicht zugebt.»

Einen der Fischer hatten sie leben lassen, überlegte Polo, und der Anführer sprach eher verächtlich über Reichtum. Ging es vielleicht gar nicht in erster Linie um ihr Geld? Worum denn aber sonst?

«Wir sind keine Amerikaner, und wir sind auch nicht reich.»

«Wissen Leute von Tauchbasis, wo ihr seid?»

«Ja, klar», antwortete er. Vielleicht schreckte sie das ab. Aber der Anführer richtete sein Gewehr nun genau auf ihn. Polo starrte in die Mündung. Würde er etwas spüren?

«Ins Boot», fuhr ihn das Stirnband schließlich an.

Er machte mit dem Gewehrlauf eine Bewegung zur Seite, wo ihm einer der Vermummten die Hand entgegenstreckte. Der Typ hinter ihm schubste ihn in die Richtung. Also stellte er einen Fuß auf die Bordkante der *Sleeping Butterfly* und ließ sich zur Reling des feindlichen Bootes hinaufziehen und -stoßen. Vom Deck aus blickte er zurück. Hein lag zusammengekrümmt und mit geschlossenen Augen in einer Blutlache, schien aber noch zu atmen.

«Darf ich meinem Freund helfen?»

Der Typ deutete wortlos mit dem Gewehrlauf nach hinten.

«Er verliert viel Blut. Bitte helft ihm, sonst wird er sterben.»

Der Anführer wiederholte seine Geste und lächelte kalt.

Polo gehorchte wie in Trance. In der Mitte der Bangka, neben einem segellosen Mast, saß auf dem Boden der kahlköpfige Dynamitfischer, bewacht von einem Gewehr. Er blickte kurz auf, dann starrte er wieder auf die Bordwand. Das war nun also einer der Verbrecher, mit denen sie sich die Schießerei geliefert hatten und derentwegen sie überhaupt in dieses Schlamassel geraten waren. Einer der Typen, die sein kleines Paradies zerstört hatten. Die verschwundenen Napoleone, die

zerbombten Korallen und all die zerfetzten Fische, das alles ging mit auf sein Konto. Vielleicht war er sogar der Schütze, der Jo ins Krankenhaus gebracht hatte. Dieser glatzköpfige junge Schnösel.

Aber nun hatten sie beide andere Probleme. Die Typen, auf deren Bangka sie sich als Gefangene befanden, schienen schwer bewaffnet, entschlossen und kaltblütig zu sein. Und undurchschaubar. Waren sie wirklich auch Dynamitfischer? Konkurrenten von dem Kerl da auf dem Boden?

Nach einem Kommando des Anführers wurde der Kahlkopf von zwei Vermummten gepackt und mit dem Rücken an den Mast gesetzt, das Gesicht in Fahrtrichtung. Polo zerrten sie zur anderen Seite und setzten ihn so, dass er zum Heck blickte. Dann fesselten sie die beiden an den Handgelenken aneinander. Polos rechten Arm banden sie an den linken des Fischers, seinen linken an dessen rechten, und zwischen ihren Rücken war der Mast. Die Fesseln schnürten sie so eng, dass sie tief einschnitten, und dass die beiden sich zwar etwas bewegen, aber nicht aufstehen konnten.

«Jetzt verbindet euch etwas», grinste der Anführer.

Polo beobachtete, wie sie die *Sleeping Butterfly* nach achtern zogen und am Heck des Fischerboots festmachten. Er versuchte vergebens, einen Blick auf Hein zu werfen, der immer noch in seiner Blutlache liegen musste. Ein Vermummter setzte sich ans Steuer und warf den Motor an, die anderen verschwanden unter dem Ruderstand. Dort befand sich wahrscheinlich der Maschinenraum, und vielleicht auch eine Kajüte. Mit einem Ruck setzte sich das ganze Gespann in Bewegung. Die Bangka der Fischer tanzte hinter dem Steuermann im Kielwasser, dicht gefolgt von der *Sleeping Butterfly*.

Genau hinter den abgeschleppten Booten rückte Coralia in Polos Blickfeld. Er konnte sogar den Eingang der kleinen Bucht ausmachen, die sie als Versteck benutzt hatten. Also

fuhren sie aufs offene Meer hinaus, aber wohin? Wenn er den Kopf zur Seite drehte, sah er an die Bordwand. Nur wenn sich das Boot stark in der Dünung krängte, konnte er einen Blick auf die Umgebung werfen, bisher nur Wasser und Wellen. Um nach vorne zu schauen, musste er Oberkörper und Hals verrenken und den an ihn gefesselten Dynamitfischer halb um den Mast zerren. Aber mehr als Bordwand und Bodenplanken bekam er auch dann nicht zu sehen.

«Bitte kümmert euch um meinen verletzten Freund», bat er den Anführer, der nach einer Weile an ihm vorbei nach vorne ging.

Der Angesprochene verlangsamte nicht mal seinen Schritt.

«Gebt ihm Wasser», rief ihm Polo über die Schulter nach. Als der Typ zurückkam, fragte er: «Wohin fahren wir?»

Der Entführer ging weiter und verschwand im Heck.

Polo blieb nichts anderes übrig, als zu warten. Es war unbequem und anstrengend, so an den Dynamitfischer gefesselt am Mast zu sitzen. Die Bangka schaukelte immer wilder auf den Wellen und sie wurden hin und her geworfen. Zum Ausgleich verlagerten sie ihre Oberkörper und rissen damit jeweils auch den anderen mit, meistens absichtlich heftig. Bald tat Polo alles weh, besonders die Handgelenke. Auch der Kahlkopf keuchte hörbar.

Allmählich führte das ständige Ringen um Gleichgewicht zu einer eigenartigen Routine. Erschöpft und benommen reagierten beide Männer automatisch und zunehmend aufeinander abgestimmt auf die Bewegungen der Bangka. Ihre Körper arbeiteten zusammen gegen Schmerz und Ermüdung.

Aber der Typ hinter ihm war ein Dynamitfischer, rief sich Polo in Erinnerung. Er sträubte sich gegen die scheinbare Harmonie mit diesem Gewaltverbrecher und sperrte sich gegen die koordinierten Bewegungen. Sofort geriet er aus dem Gleichgewicht und fiel zur Seite. Die gefesselten Arme ver-

renkten sich schmerzhaft hinter seinem Rücken und er machte eine Gegenbewegung. Unterstützt durch die Krängung der Bangka fiel er nun mit Schwung auf die andere Seite, wobei sich die Arme noch mehr verdrehten. Wieder steuerte er mit einem Ruck dagegen und schlug heftig mit dem Kopf gegen den Mast.

«Verdammt», ächzte er. In seinem Hinterkopf pochte der Schmerz. Er riss Arme und Oberkörper nach vorne.

Der Dynamitfischer hinter ihm stieß einen heiseren Schrei aus. Dann zerrte er Polo in seine Richtung.

Nach einem wilden Hin und Her lehnten sie beide wieder mit dem Rücken am Mast und drückten mit aller Kraft ihre Arme nach vorne. Es war wie ein Armdrücken zwischen ebenbürtigen Gegnern.

«Bravo!» Der Anführer stand im Heck und klatschte.

Polo starrte ihn mit vor Anstrengung verzerrtem Gesicht an.

Allmählich ließen die Kräfte der Widersacher nach, bis die Arme der beiden nur noch schlaff herunterhingen.

«Tolle Show», grinste der Entführer. «Wie Hahnenkampf. Wir sollten Wetten abschließen.»

«Wohin fahren wir?», fragte Polo erschöpft.

«Das siehst du früh genug.»

«Bitte verarztet meinen Freund und gebt ihm zu trinken.»

Lächelnd verschwand der Anführer wieder unter Deck.

Zu müde, um sich weiter zu sträuben, schwankte Polo wieder synchron mit dem Dynamitfischer im Rhythmus der Wellen.

«Tilimoli», hörte er plötzlich von hinten.

Polo richtete sich etwas auf und drehte den Kopf zur Seite.

«Entfernte Nachbarinsel von Coralia», erklärte der Glatzkopf in gebrochenem Englisch. «Sie suchen dort Schutz vor dem Taifun.»

«Woher weißt du das?», fragte Polo.

«Das haben sie vorhin besprochen. Auf Tagalog.»

Polo war weniger über den Inhalt dieser Aussagen überrascht als über ihre Quelle. «Was ist das für eine Insel?»

«Tilimoli sehr klein und hat keinen englischen Namen.»

Polo hatte das Eiland auf seinen Patrouillenfahrten schon gesehen, aber noch nie betreten. «Gibt es auf Tilimoli einen Arzt?»

«Nein, keine Menschen. Nur Dschungel, Felsen und Sand.»

Vor Polos innerem Auge erschien das Bild der unbewohnten Insel. Sie war von Sandstränden und Mangroven gesäumt, und auf der einen Seite erhob sich ein Felsmassiv. Dort würde Hein keine medizinische Versorgung bekommen. Wenn er überhaupt noch eine brauchte. «Und wohin bringen sie uns nach dem Taifun?»

«Das haben sie nicht gesagt. Vermutlich Basilan oder Jolo.»

«Was? Diese Inseln liegen doch südlich von Mindanao, auf der anderen Seite der Sulusee. Unendlich weit weg von hier.»

«Ich weiß. Aber dort kommen sie her.»

Nun dämmerte es Polo. «Das sind also keine Fischer?»

«Natürlich nicht.» Der Kahlkopf schaute sich ängstlich um, bevor er fortfuhr: «Diese Leute sind Abus. Sie gehören zu den Abu Sayyaf.»

Polo erstarrte. Abu Sayyaf, die Terroristen aus dem muslimischen Süden der Philippinen. Islamische Fundamentalisten, die mit brutalsten Methoden eine Abspaltung ihrer Region und die Einführung eines islamischen Gottesstaates erzwingen wollten. «Was tun die hier? Die kämpfen doch sonst viel weiter östlich.»

«Normalerweise. Aber letztes Jahr haben sie schon mal hier in der Gegend zugeschlagen. Haben Strandresort in der Nähe von Puerto überfallen und Gäste sowie Angestellte entführt.»

Davon hatte Polo schon gehört und gelesen, sogar in der *Times*.

«Für die Touristen haben sie Lösegeld gefordert», fuhr der Dynamitfischer fort. «Wahrscheinlich, um Waffen zu kaufen.» Er stockte, was Polo nicht überraschte, denn er kannte das Ende der Tragödie. «Mehreren Touristen und Filipinos haben sie Kopf abgeschlagen und den Verwandten nach Hause geschickt.»

Die Geschehnisse hatten auf der ganzen Welt Schlagzeilen gemacht, da sie an Brutalität kaum zu überbieten waren. Die Vorgehensweise war für die Abu Sayyaf allerdings weniger ungewöhnlich als der Ort. Normalerweise wüteten sie auf den Inseln Mindanao und Sulu, die mehrheitlich islamisch waren. Aber für diese Aktion hatten sie die Sulusee nach Westen überquert und sich auf christlich besiedeltes Territorium gewagt. Genau wie jetzt.

Polo wusste von einem weiteren Vorfall, bei dem die Abus weit weg von zu Hause operiert hatten. Im Jahr 2000 hatten sie die Sulusee nach Süden überquert. In der daran angrenzenden Celebessee überfielen sie Pulau Sipadan, eine kleine malaysische Taucherinsel vor der Ostküste Borneos. Sie entführten 21 Touristen und Angestellte und hielten sie mehrere Monate fest. Diese Aktion zogen sie medienwirksam auf, indem sie immer wieder Fotos und berührende Interviews mit den Geiseln veröffentlichten. Polo hatte die Geschehnisse eng verfolgt, weil er kurz vorher selbst auf Pulau Sipadan fantastische Tauchferien verbracht hatte.

«Haben sie gesagt, was sie mit uns vorhaben?», fragte er.

«Ich nichts gehört. Für dich werden sie wahrscheinlich Lösegeld fordern.» Er zögerte einen Moment. «Die Köpfe meiner toten Freunde werden sie wohl ihren Familien nach Hause schicken. Weiß nicht, was sie mit deinem Freund vorhaben.»

«Es scheint ihnen nicht viel an seinem Leben zu liegen», überlegte Polo halblaut. «Und sobald sie merken, dass bei mir nicht viel zu holen ist, ist auch mein Leben nicht mehr viel wert.»

«Und warum haben sie mich am Leben gelassen? Ich nur ein armer Fischer mit einer Frau und zwei kleinen Kindern, eins davon schwer krank. Falle denen doch nur zur Last. Ich bin ein toter Mann.»

Polos Mitgefühl hielt sich in Grenzen. Der Typ war ein Verbrecher. Außerdem bangte er um sein eigenes Leben.

Eine Weile lang hing jeder der beiden Männer seinen Gedanken nach. Polo nahm seine Umgebung kaum noch wahr. Er lehnte benommen am Mast und starrte mit leerem Blick auf die Bodenplanken. Nur sein Körper reagierte noch auf die Außenwelt und glich weiterhin automatisch das Geschaukel der Wellen aus, abgestimmt mit dem Körper hinter ihm. Erst als sich die Bangka einmal sehr stark krängte, bemerkte er aus dem linken Augenwinkel heraus eine Veränderung. Er richtete sich auf und drehte den Kopf. Als sich das Boot wieder auf die gleiche Seite legte, sah er Land. Sie folgten einem Palmenstrand. Wahrscheinlich war das die Insel, die ihnen Schutz vor dem Taifun bieten sollte, ihr Zwischenziel.

«Ist das Tilimoli?», fragte er den Dynamitfischer.

«Ja. Wir sind gleich da. Ich weiß genau, wo sie hinwollen.»

«Ach ja?» Felsen schoben sich ins Blickfeld. «Wohin denn?»

«Zu einer kleinen Bucht in der Mitte der Felsen dort. Die Einfahrt ist breit und tief genug für die drei Bankgas, und die Felsen schützen vor Wind und Wellen. Der einzige Zufluchtsort der Insel. Von Land nicht zu erreichen, nur vom Wasser, mit Bankgas. Wenn man die Riffe kennt, die Untiefen vor den Felsen. Der Rest der Insel von Sandstrand gesäumt, ohne Schutz vor dem Taifun.»

«Kennst du die Insel so gut?»

«War schon oft in der Bucht, aber noch nie während Taifun. Früher gab es dort Langusten, aber das ist lange her.»

«Weil ihr sie leerräumt habt», grunzte Polo.

«Wir sind Fischer.»

«Ja, aber ihr habt sicher alles rausgeholt, auch die Jungtiere. Dann kann sich der Bestand natürlich nicht mehr erholen.»

«Wir fangen möglichst keine Jungtiere. Aber müssen von dem leben, was Meer hergibt.»

«Und jetzt gibt es in der Bucht keine Langusten mehr.»

«Ich habe kein Bankkonto, und wir konnten eine Weile davon leben.»

«Klar. Und wenn ihr eine Bucht leergefischt habt, dann zieht ihr weiter zur nächsten. Bis keine Languste mehr übrig ist. Dasselbe tut ihr mit den Fischen, am besten noch mit Dynamit und Zyanid.»

«Wir sind da», raunte der Fischer.

Tatsächlich war der Steuermann vom Gas gegangen und lenkte nun die Bangka in Richtung Küste. Zwei Vermummte eilten nach vorne, vermutlich, um nach Untiefen Ausschau zu halten. Bald hörte das Boot auf zu schaukeln und es wurde für die Gefangenen bequemer, aber Polo konnte auch keinen Blick mehr auf die Insel erhaschen. Da er auf den Seiten nur noch Planken sah, schaute er wieder zum Ruderstand mit den abgeschleppten Booten dahinter. Hein war auf der Überfahrt sicher übel hin- und hergeworfen worden. Hatte er das überhaupt mitbekommen? Lebte er noch?

Polo und Ruben

Als sie in die Bucht einliefen, tauchten hohe Felswände über der Bordkante auf. Sie drehten bei und legten an. Die Ver-

mummten befestigten die drei Bangkas an den Felsen und luden einige Säcke und Kisten aus. Der Anführer hielt erst Polo und dann dem Fischer eine Wasserflasche an die Lippen. Beide tranken gierig.

«Wie geht es meinem Freund? Ist er bei Bewusstsein?»

Polo erhielt keine Antwort.

«Lebt er überhaupt noch?»

«Mach dir keine Sorgen.»

«Bitte lasst mich zu ihm.»

Keine Reaktion.

«Bitte verpflegt seine Wunden, und gebt ihm zu trinken.»

«Schweig», herrschte der Filipino ihn an.

«Ihr könnt ihn doch nicht einfach verrecken lassen!»

Der Anführer schlug ihm mit dem Handrücken ins Gesicht. Polo kippte zur Seite und seine Arme verdrehten sich schmerzhaft in den Fesseln. Sofort richtete er sich wieder auf und ließ den Kopf hängen. Er spürte, wie etwas Blut die Wangen hinunterlief und vom Kinn auf seine Beine tropfte.

Alle Entführer bis auf denjenigen mit dem dünnen Kinnbart verließen die Bangka. Sie folgten einem felsigen Pfad den Hang hinauf und verschwanden zwischen einigen Palmen. Es begann zu nieseln, und ihr Bewacher verdrückte sich in die Kajüte.

«Was ist dort oben bei den Palmen?», fragte Polo.

«Große Höhle geht tief in die Felsen hinein. Guter Schutz.»

«Na wunderbar. Dann werden sich die Kerle jetzt in aller Ruhe ein Steak braten und nach einigen Bierchen in ihre Schlafsäcke kuscheln. Und wir können hier unten im Taifun krepieren.»

«Glaube ich nicht.»

«Schön, du glaubst also nicht, dass wir krepieren.»

«Nein, sie trinken kein Bier. Sind Moslem.»

«Ach so, ja, sehr witzig.»

Polo begann zu grübeln. Konnten sie wirklich nur dasitzen und abwarten? Gab es keine Fluchtmöglichkeit? «Hast du ein Messer? Oder irgendwas, um die Fesseln durchzuschaben?»

«Mein Messer haben sie weggenommen. Und hier ist auch keine scharfe Kante oder so was, habe ich bereits gesucht.»

«Feuerzeug oder Streichhölzer?» Mit irgendwas musste der Kerl das Dynamit ja anzünden, bevor er damit Riffe in die Luft jagte.

«Nein», kam es leise zurück. «Schwager Tata hatte Feuer.»

Polo nahm an, dass dieser Tata einer der Erschossenen war.

«Wir können nicht fliehen», seufzte der Fischer kurz darauf. «Auch wenn Fesseln weg, wohin? Man kann die Bucht nur über das Wasser mit einer Bangka verlassen. Und draußen wütet bald der Taifun. Sehr gefährlich.»

«Mist, dann können wir also nur rumsitzen, versuchen, den Taifun zu überleben und warten, bis die Abus uns abschlachten.»

Regen und Wind wurden von Minute zu Minute stärker.

«Hein!», rief Polo mehrmals, erhielt aber keine Antwort. Er richtete sich so weit auf, wie es die Fesseln erlaubten, konnte den hinter der Bordwand der Bangka auf dem Boden liegenden Holländer aber nicht sehen. Wenn er überhaupt noch lebte, war er in einem üblen Zustand und bewusstlos, sonst hätte er sicher mal den Kopf über die Bordkante gestreckt. Die Entführer hatten es ja nicht für nötig befunden, ihn zu fesseln. Das war kein gutes Zeichen.

«Verdammt noch mal», fauchte Polo, «diese Misere haben wir nur euch zu verdanken.» Wütend riss er die Arme nach vorne.

Der Fischer knallte gegen den Mast, zog dann halbherzig in seine Richtung und ächzte: «Ich habe nicht geschossen, und du?»

«Wir haben zurückgeschossen. Um unser Leben gegen euch zu verteidigten. Kürzlich habt ihr schon meinen Kumpel verletzt.»

«Hätten wir heute nicht angefangen, dann ihr. Völlig egal.»

«Eben nicht egal. Wir hätten sicher nicht geschossen.»

«Glaube ich nicht. Wozu sonst die Gewehre?»

«Wir wollten nur mit euch reden. Das habe ich ja mehrmals durch das Megaphon gesagt. Obwohl ihr bereits Jo verletzt habt.»

«Über was denn reden?»

«Darüber, dass ihr aufhören sollt, die Riffe zu zerstören.»

«Wir sind Fischer. Wir müssen unsere Familien ernähren.»

«Aber mit Dynamit und Zyanid macht ihr doch alles kaputt.»

«Mit anderen Methoden fangen wir nicht mehr genug.»

«Wenn alles kaputt ist, fangt ihr erst recht nichts mehr.»

«Wir nehmen nur, was wir brauchen, damit unsere Familien essen und gesund bleiben und unsere Kinder zur Schule können.»

«Aber ihr holt zu viel aus dem Meer. Und mit den illegalen Fangmethoden tötet ihr auch Lebewesen, die ihr weder verwenden noch verkaufen könnt, die das Meer aber braucht, um sich wieder aufzubauen. Ihr plündert die Grundsubstanz. Das Meer kann sich so nicht mehr regenerieren. Ohne Riffe und Jungfisch gibt es auch keine großen Fische. Bis es in diesen Gewässern keinen Fisch mehr gibt, keinen einzigen, verstehst du? Damit zerstört ihr nicht nur die Tauchgründe und damit die Jobs von uns und euren Nachbarn, sondern auch eure eigene Existenzgrundlage. Am Schluss kann hier niemand mehr vom Meer leben. Was macht ihr dann? Gemüse anbauen, auf euren winzigen, salzigen Inseln, oder Vieh züchten?»

«Ihr Reichen könnt gut reden», fuhr der Filipino Polo an, «über das Meer, Fischerei und Umweltschutz. Ich habe eine Familie, die immer nur gerade so durchkommt. Bei uns wird

nie jemand dick, nicht mal in den guten Jahren. Und in den schlechten haben Hunger. Wir haben keinen Fernseher, kein Auto, nicht mal eigenen Strom. Und jetzt mein kleiner Sohn Tong krank. Schwer krank. Tuberkulose. Müssen teure Medikamente kaufen, Antibiotika. Sehr teuer, aber wirken nicht. Brauchen andere Medikamente, hundert Mal teurer. Ich habe das Geld nicht, meine Familie auch nicht. Was soll ich machen? Die Umwelt schützen und meinen Sohn sterben lassen? Ich kriege viel mehr Geld, wenn ich mit Dynamit und Zyanid fische. Einzige Möglichkeit, genug zu verdienen, um meine Frau und die beiden Kinder durchzubringen und Tong wieder gesund zu machen. Hoffentlich.»

Das entfernte Dröhnen und Pfeifen ließ erahnen, was sich jenseits der schützenden Felswände abspielte. Dort draußen musste die Hölle los sein. Auch in der Bucht hatten Seegang und Wind deutlich zugenommen. Das Wasser brodelte und schäumte eindrucklich, aber das Schaukeln der vertäuten Bangka blieb erträglich. Bloß wenn zwei große Brecher von entgegengesetzten Felswänden abprallten und dann aufeinandertrafen, entstand durch die Überlagerung eine doppelt so hohe Welle. Gerade als Polo etwas auf die Worte des Fischers erwidern wollte, erfasste ein solches Ungetüm das Boot und warf sie in ihren Fesseln hin und her.

«Mit Dynamitfischerei macht ihr aber nur vorübergehend mehr Geld, dann ist Schluss», nahm er den Faden wieder auf, als sich die Wasseroberfläche beruhigt hatte. «Plötzlich verdient ihr gar nichts mehr, weil es im Meer nichts mehr gibt, was ihr essen oder verkaufen könntet. Euer Raubbau funktioniert langfristig nicht.»

«Du kannst gut sagen langfristig», blaffte der Filipino. «Die Amerikaner und Europäer kommen auf unsere Inseln und genießen das Leben. Auch wenn sie zu Hause nicht viel Geld haben, hier ist für Dollar und Euro alles billig. Ihr könnt sogar

eigenes Restaurant kaufen, oder Tauchbasis, oder Hotel, schon viel gehört. Umwelt schützen, damit alles schön hübsch aussieht und sauber. Bunte Fische und Korallen zum Angucken und Fotografieren. Etwas Business spielen, damit es nicht langweilig wird. Zusatzeinkommen für größeres Haus oder Auto, Flüge für Besuch zu Hause. Falls kein Erfolg oder keine Lust mehr, dann zurück in die Heimat. Wir können nicht wählen oder abhauen. Unser Leben ist hier. Unsere Verwandten, Nachbarn und Freunde. Wir haben kein Geld für ein Flugticket. Wir müssen hier unsere Familien durchbringen, wie schon unsere Eltern und Großeltern. Bauern müssen Gemüse und Vieh züchten, Fischer müssen fischen. Wir haben nur die Fischerei, sonst kein Einkommen. Und wenn der Sohn Tuberkulose hat, was soll ich machen? Woher all die Pesos nehmen, wenn vorher schon zu wenig? Entweder mehr Fisch, oder mein Kind ist tot.»

Eine Riesenwelle hatte sich in die Bucht gedrängt, ließ den Wasserspiegel ansteigen und hob die Bangka in die Höhe. Der bärtige Aufpasser erschien an Deck, klammerte sich an die Reling und musterte die Leinen, mit denen das Boot an den Felsen festgemacht war. Sie waren bis zum Äußersten gespannt, die Holzplanken ächzten und knarrten. Das nachschiebende Wasser hob die Bangka immer höher, bis sie sich auf die Landseite neigte. Plötzlich kippte sie und Polo sah gerade noch, wie der Entführer gegen die Felswand geschleudert wurde. Dann gab es um ihn herum nur noch Gischt und splitterndes Holz. Er wurde hin- und her gerissen, seine Arme verdrehten sich in den Fesseln und er schlug mehrmals hart auf. Erst wurde er Unterwasser gedrückt, dann wieder nach oben. Kaum hatte er tief Luft geholt, zog es ihn wieder mit Gewalt nach unten. Der Druck auf seine Ohren nahm zu, und er forcierte mit Kieferbewegungen einen Druckausgleich. Schließlich krachte es, dann war es still.

Polo schaute sich um, aber ohne Taucherbrille erkannte er in dem aufgewühlten Wasser nicht mehr als Umrisse und Schatten. Die Bangka lag aufrecht auf Grund, seitlich gegen die Felswand gelehnt. Über ihnen schimmerte die Wasseroberfläche, und dicht darunter schwamm etwas wie ein bolzengerader Palmenstamm. Der Mast!? Tatsächlich, da war nichts mehr hinter seinem Kopf. Bloß ein zersplitterter Stumpf, der ihm bis ins Kreuz reichte. Er war nicht mehr ans Boot gefesselt, nur noch an den Filipino. Sie mussten nach oben schwimmen, um Luft zu holen. Gemeinsam, nur mit den Beinen. Er bewegte die Arme, aber der Fischer reagierte nicht.

Polo griff nach hinten, packte den leblosen Körper und stieß sich mit den Füßen vom Boden ab. Jeder Beinschlag kostete Sauerstoff und brachte ihn dem Erstickungstod näher, aber er hatte keine Wahl. Zentimeter für Zentimeter arbeitete er sich mitsamt seinem Ballast auf dem Rücken nach oben. Endlich durchstieß er die Wasseroberfläche und holte gierig Luft. Aber sofort zog es ihn wieder nach unten. Nur mit Mühe schaffte er es, das Gewicht der beiden Männer an der Oberfläche zu halten. Seine übersäuerte Beinmuskulatur würde diesen Kraftakt nicht lange durchhalten.

Plötzlich regte sich der Körper hinter Polos Rücken. Gleich darauf unterstützte er ihn mit kräftigen Beinstößen. Gemeinsam schafften sie es wild strampelnd und immer wieder nach Luft japsend, sich an der Wasseroberfläche zu halten und ans Ufer zu gelangen. Rücken an Rücken strandeten sie auf einer winzigen Sandfläche und robbten einige Meter aus der Brandung heraus.

Polo schnaufte wie nach einem Marathon, und seinem Mitgefangenen schien es ähnlich zu gehen. Als er sich etwas erholt hatte, schaute er sich um. Sie befanden sich in einer Felsnische unweit der Stelle, wo vorher die Bangka der Abus gelegen hatte. Einige Meter weiter war das Boot der Dynamit-

fischer immer noch festgezurr. Aber die *Sleeping Butterfly* mit Hein an Bord war weg. Polo ließ seinen Blick über das Wasser wandern und sah, wie sie in der Mitte der Bucht auf den Wellen tanzte.

«Hier ist eine scharfe Stelle für die Fesseln», raunte der Fischer und führte ihre zusammengebundenen Arme an eine Felskante.

«Sehr gut. Wie heißt du eigentlich?»

«Ruben.»

«Ich bin Polo.»

Gemeinsam begannen sie, das Seil mit möglichst viel Druck auf dem Stein auf und ab zu bewegen. Als sie es durchgeschabt und je eine Hand frei hatten, konnten sie die Fessel auf der anderen Seite lösen. Danach saßen sie nebeneinander im Sand, jeder damit beschäftigt, die Handgelenke zu reiben und die Finger zu bewegen.

«Was nun?», fragte Polo schließlich.

«Wir müssen sofort weg hier.»

«Aber das geht doch nur über das Wasser.»

«Wir nehmen die *Talisin*, unsere Bangka.»

«Und der Taifun?»

«Wir müssen.»

Polo bemerkte, dass Ruben ihn von der Seite her musterte. Noch bevor er sich zu ihm drehen konnte, erhielt er einen Stoß und lag mit dem Gesicht im Sand. Er rappelte sich auf und sah, wie der Filipino in die Fischerbangka kletterte. Polo spurtete los, rutschte aber auf der sandigen Felsoberfläche aus und stürzte. Es tat nicht besonders weh, aber als er wieder stand, hatte Ruben bereits den Motor gestartet und die vordere Leine gekappt. Nicht mehr einzuholen, keine Chance. Polo rieb sich den Ellbogen und beobachtete, wie Ruben die hintere Leine löste. Zwischen den Palmen tauchten Abus auf. Wahrscheinlich hatten sie trotz Taifun das Geknatter der

Maschine gehört. Polo schaute wieder zum Fischer, der im Heck der *Talisin* stand, die gelöste Leine in der Hand. Ihre Blicke trafen sich. Das Getöse des Unwetters ging kurz zurück und schwoll dann wieder an. Ruben nickte kaum wahrnehmbar. Polo rannte los und sprang. Kaum berührten seine Füße die Holzplanken des Boots, legten sie ab und fuhren los. Erst jetzt sah Polo die in einer Blutlache am Boden liegenden Körper. Rubens Freunde, die Leichen der erschossenen Fischer.

«Warte», rief Polo als Ruben sich anschickte, die Bangka auf schnellstem Weg in die Ausfahrt zu steuern. Er deutete auf die *Sleeping Butterfly*, die nicht mehr weit von ihnen entfernt war.

«Müssen sofort weg hier. Die Abus werden gleich schießen.»

«Ruben», schrie Polo, «wir können ihn nicht zurücklassen.»

Ein erster Schuss krachte, aber der Filipino duckte sich und drehte bei. Als sie das Boot erreichten, ging er vom Gas, und während sie daran vorbeiglitten, packte Polo die Bugleine und band sie behelfsmäßig an ihr Heck. Weitere Schüsse fielen und Ruben gab Vollgas. Kurz darauf fuhren sie durch die Ausfahrt, wo Sturm und Seegang schlagartig zunahmen. Kaum waren sie aus der Schusslinie, steuerte Ruben die *Talisin* in den Windschatten hinter einem Felsvorsprung, wo er allerdings gut aufpassen musste, dass sie nicht von einer Welle an die Wand geschmettert wurde.

Polo wollte sofort in die *Sleeping Butterfly* steigen, zögerte aber und schaute erst auf die provisorische Befestigung, dann zum Fischer. Wieder trafen sich ihre Blicke. Als Polo sah, wie Ruben nach der Leine griff und ihm zunickte, kletterte er über die Bordkante.

Hein lag mit abgewandtem Gesicht auf dem Bauch, die Beine im Heck, wo eine Handbreit Wasser stand. Der Regen

hatte die Blutlache weggespült, und sein Rücken schien unversehrt.

«Hein!», rief Polo, «wie geht es dir? Hörst du mich?»

Keine Reaktion.

Er kniete sich hin und legte dem Holländer die Hand auf die Schulter. Gemäß seinen Erste-Hilfe-Kenntnissen durfte man einen Verletzten nicht einfach auf den Rücken drehen, und Ohnmächtige brachte man am besten in Seitenlage. Hein lag also nicht schlecht, und Polo schüttelte nur vorsichtig seine Schulter. «Hörst du mich?»

In dem Moment ergriff eine Welle die *Sleeping Butterfly*, warf sie gegen die Felsen und legte sie so schräg, dass sie beinahe kenterte. Polo fiel auf den Rücken und Hein auf ihn drauf, sodass ihre Gesichter nur wenige Zentimeter voneinander entfernt waren. Polo erstarrte. In Heins Augen sah man fast nur das Weiße, so stark waren sie nach oben verdreht. Sein Gesicht war bleich und verzerrt, als hätte er einen Todesschrei ausgestoßen.

Polo wollte nur noch schnell weg. Von Hein, dem Boot, und von dieser verdammten Insel. Aber der leblose Körper lag schwer auf ihm und heftete ihn an die Planken. Eine panikartige Angst ergriff ihn. Er wand sich wie wild und schaffte es so, unter der Leiche hervorzukriechen. Sofort sprang er auf, blickte auf den Toten und dann zur *Talisin*. Auf Rubens fragenden Blick schüttelte er den Kopf und kletterte zu ihm.

«Schnell weg hier», rief er, als er neben Ruben kauerte.

«Was?», brüllte der Fischer durch den Lärm zurück.

«Mein Freund ist tot. Lass uns abhauen.»

«OK. Wir schleppen eure Bangka aufs offene Meer, damit die Abus kein Boot haben und festsitzen. Aber vorher müssen wir meine toten Freunde zu deinem Freund legen. Und draußen eure Bangka losbinden.»

«Und die Leichen unserer Freunde? Wieso losbinden?»

weiter mit dem Anfang des Glossars

Glossar

Abu Sayyaf: islamistische Terrororganisation im muslimischen Süden der Philippinen (Inseln Mindanao, Basilan, Jolo etc.), die dort einen Gottesstaat errichten möchte

achtern: hinterer Teil des Boots bzw. Schiffs (Seemannssprache)

Anglerfische: fischuntypisches, gedrungenes und plumpes Aussehen, hochrückig, gut getarnt, oft der Riffumgebung angepasst leuchtend bunt, schuppenlos und nackt oder mit gegabelten Hautauswüchsen, von den drei Hartstrahlen der Rückenflosse wurde der erste zur «Angel» mit anhängendem «Köder» ausgebildet, standorttreu, können sich langsam humpelnd und hüpfend auf Brust- und Bauchflossen fortbewegen, Beute wird angelockt und dann durch blitzschnelles Aufreißen des Mauls eingesogen, 2,5 bis 38 Zentimeter lang

Atemregler: ermöglicht es, die in der Tauchflasche unter hohem Druck gespeicherte Luft durch ein Mundstück zu atmen, auch *Lungenautomat*

Atoll: ringförmiges Korallenriff

Auslegerboot: der Bootsrumpf ist über Querverstrebungen mit einem oder zwei Schwimmkörpern verbunden

Außenbordmotor: Motor, der außen am Heck eines Bootes befestigt ist, kurz auch *Außenborder*

Backbord: linke Seite/links in Fahrtrichtung eines Wasserfahrzeugs, Adjektiv: *backbord*

Bangka: philippinisches Auslegerboot

Barrakuda: hechtähnlich, silbrig glänzend, langgestreckter Körper, Kopf mit starren Augen und großem Maul, Unterkiefer ragt über den Oberkiefer hinaus, große Fangzähne, 20 Zentimeter bis



2 Meter lang, Jungtiere oft in riesigen Schwärmen, größere und ältere Exemplare oft einzeln anzutreffen

Barsche: die Ordnung der Barschartigen umfasst viele Unterordnungen, Familien und Arten (darunter auch Süßwasserfische) mit stark unterschiedlichem Körperbau, alle haben zwei getrennte Rückenflossen und eine Afterflosse, typisch für die philippinischen Gewässer sind z.B. *Fahnenbarsche* und die bis zu 2,5 Meter langen *Zackenbarsche* (s.d.)

Blumentiere: vielfältige Klasse innerhalb des Stammes der Nesseltiere, etwa 7 500 Arten, bevölkern die Meere der Erde bereits seit über 600 Millionen Jahren, reagieren sehr empfindlich auf Umweltveränderungen, nebst *Seeanemonen* und *Seefedern* umfasst die Klasse vor allem *Stein-* und *Weichkorallen* (s.d.)

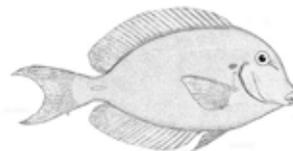
Innenbordmotor: Motor, der im Schiffsrumpf fest verbaut ist

Dekompressionsprobleme: Je tiefer und länger man taucht, desto mehr Stickstoff reichert sich in den Körpergeweben an. Missachtung der tauchmedizinischen Empfehlungen für maximale Tauchtiefe und -dauer sowie Aufstiegs geschwindigkeit kann ernsthafte gesundheitliche Probleme ergeben, zum Beispiel lokale Unterbrechung der Blutversorgung durch Bildung von Gasblasen im Gewebe (*Embolie*), auch *Dekompressionsunfall*

DIN-Ventil: s. *INT-Ventil*

Dive Master: professioneller Tauchführer/Guide für Unterwasserexkursionen

Doktorfische: Name abgeleitet von den Skalpell- oder hornartigen Klingen vor der Schwanzwurzel, die als Defensivwaffen dienen, meist 30 bis 40 Zentimeter lang, es gibt Arten mit interessant geformten «Nasen» und Stirnen



Durian: tropische Frucht von der Größe einer Kokosnuss, gelblich, mit vielen Stacheln. Geschmack und Geruch wer-

den von den einen geliebt und von den anderen gehasst, weshalb sie vielerorts streng verboten ist

Einsiedlerkrebs: stecken ihren Hinterleib fest in leere Schneckenhäuser, tragen diese dann mit sich herum und ziehen sich bei Gefahr ganz in sie zurück, können von wenigen Zentimetern bis zu 1 Meter groß sein, sowohl im Wasser als auch an Land anzutreffen, allerdings wassernah, als «Gesundheitspolizei» angesehen, da sie Algen und Futterreste anderer Tiere fressen

El Niño: alle ca. vier Jahre zur Weihnachtszeit auftretendes Wetterphänomen im äquatorialen Pazifik, das unter anderem zu stark veränderten Meeresströmungen führt

Fahnenbarsche: mit fast 230 Arten in tropischen und subtropischen Meeren vorkommende Familie der Barschartigen (s. *Barsche*), häufig in Schwärmen von hunderten oder tausenden nur wenige Zentimeter langen und farbenprächtigen Exemplaren

Falterfische: Familie tropischer Meeresfische mit etwa 130 Arten, die meisten 12 bis 22 Zentimeter lang, sehr farbtensiv gemustert in Schwarz, Weiß, Blau, Rot, Orange und Gelb, leben zumeist in Paaren

Fangschreckenkrebs: Krebsart, die ihren Namen den Fangwerkzeugen verdankt, die äußerlich denen von Fangschrecken (Gottesanbeterinnen) ähneln, sehr flink und scheu

Finimeter: Mess- und Anzeigergerät, zeigt den Druck in einer Pressluftflasche und damit die verbleibende Luftmenge an

Freak Wave: s. *Monsterwelle*

Fregattvogel: in den Tropen und Subtropen verbreitete Hochseevögel, aufblasbarer roter Kehlsack bei den Männchen, attackieren gerne andere Vögel, um ihnen die Beute abzuja-gen, sehr gute Flieger, Flügelspann-



weite 175 bis 250 Zentimeter, Körperlänge 71 bis 114 Zentimeter

Gecko: *Schuppenkriechtiere*, kleine Echsen, meist nachtaktiv, können an Wänden und sogar Zimmerdecken entlangklettern, bevölkern seit ca. 50 Millionen Jahren die Erde

Geistermuränen: die wohl auffälligste Art der *Muränen* (s.d.), fingerdick und bis zu 1,2 Meter lang, blattähnliche Auswüchse an der «Nasenspitze», andere am Unterkiefer, im Laufe des Lebens wandeln sich die Tiere von Männchen (junge schwarz, erwachsene dann leuchtend blau) zu gelben Weibchen, auch *Nasemuränen*

Geisterpfeifenfische: auffällige, bizarre Form mit vielen Hautanhängen, 5 bis 17 Zentimeter lang, Färbung und Hautauswüchse können stark variieren, verwandt mit den *Seepferdchen*

INT-/DIN-Ventil: verschiedene Systeme für den Anschluss des Atemreglers an die Pressluftflasche

Jeepneys: zu öffentlichen Kleinbussen umgebaute alte Jeeps für bis zu 14 Fahrgäste, Kleintiere und Gepäck; meist bunt und verrückt bemalt mit vielen Chromteilen

Kompressor: presst Atemluft in Tauchflaschen oder beliefert den Taucher direkt durch einen Schlauch mit einem stetigen Luftstrom, auch *Tauchkompressor*

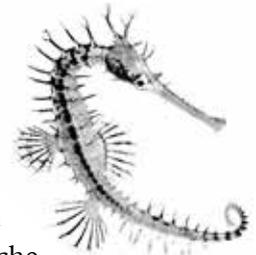
Krängung: Schräglage, Verb: *krängen* (sich seitlich neigen)

Lambanog: philippinischer Kokosschnaps

Machete: Buschmesser

Makrele: in Küstengewässern lebende Schwarmfische, 30 bis 50 Zentimeter lang, beliebte Speisefische

Mandarinfische: Grelles, farbenfrohes Äußeres, gehören zur Familie der *Leierfische*, schleimige Haut statt Schuppen, große Bauchflossen, hervorstehende Augen, zugespitztes Maul, 5 bis 8 Zentimeter lang, sehr scheu



Lesungen

Nicht immer tritt Martin O. Koch zu Lesungen in Neopren und Taucherbrille, mit Sauerstoffflaschen und Finimeter (siehe **Glossar**) an, nicht immer muß er in einem Brunnen oder Swimmingpool sitzen, um zu lesen wie auf dem Foto in Basel



Aber seine **Lesungen** sind spannend und unterhaltsam, sein Roman eine Reise in die Tiefe und in die besondere Landschaft der Philippinen – wer Veranstaltungen mit Martin O. Koch organisiert, wird zufriedene Zuhörer und Gäste haben!



Martin O. Koch

Geboren 1964 in Lörrach, aufgewachsen in der Nordwestschweiz, wohnt in Basel. Ausbildungen an verschiedenen Schweizer Hochschulen in Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (Master), Finanzmarkttheorie und Nachhaltige Entwicklung (Nachdiplomstudien). Langjährige Berufserfahrung in Ökonomie, Entwicklungszusammenarbeit und Journalismus; zwei Jahre wohnhaft in London, viele private und berufliche Reisen in Europa, Nord- und Lateinamerika, Asien, Ozeanien, Afrika.

Bisherige Veröffentlichungen:

«Justitia», Fortsetzungsgeschichte in 27 Folgen, erschienen in der «Schweizer Anwaltsrevue» (2003-05); «Die Rache des Kaninchens», Kriminal-Kurzgeschichte, erschienen in «Neu-

köln ist nicht Mallorca: Berlinkrimis» (edition karo, 2006). Viele Fachpublikationen (1994-2022). Siehe fb/Insta: Martin O. Koch

